

ZEITSCHRIFT FÜR

GEO POLITIK

XIX. JAHRGANG 1942

4.

HEFT / APRIL

Haushofer: Ozeanische Anfänge von Japans Wehrgeopolitik

Krohne: Ozeanische Kriegführung

Fochler-Hauke: Bolschewistische Heckenschützen

*** * *: Die britische Islampolitik. II**

Schmolck: Hemisphärenkrieg im Dunkeln

Herrmann: Für die Birmastraße gibt es keinen Ersatz

Betrachtungen

Zeit und Raum: vom 1.—21. III. 1942

ZEITSCHRIFT FÜR GEOPOLITIK

VERBUNDEN MIT DER ZEITSCHRIFT „WELTPOLITIK UND WELTWIRTSCHAFT“

Herausgeber: Karl Haushofer, München O 27, Kolberger Straße 18

Hauptschriftleitung: Wolfgang Schwarz, Berlin-Grünwald, Zikadenweg 10 • Ruf 259561

Heidelberger Schriftleitung: Kurt Vowinkel, Heidelberg, Wolfsbrunnenweg 36 • Ruf 3742

Buchzusendungen an den Verlag erbeten

XIX. JAHRGANG / HEFT 4 / APRIL 1942

Inhalt:

Aufsätze

Karl Haushofer: Ozeanische Anfänge von Japans Wehrgeopolitik	167—169
Rudolf Krohne: Ozeanische Kriegführung	170—177
Gustav Fochler-Hauke: Bolschewistische Heckenschützen	178—186
*. *: Die britische Islampolitik. II	187—196
Frank H. Schmolck: Hemisphärenkrieg im Dunkeln	197—200
Paul Herrmann: Für die Birmastraße gibt es keinen Ersatz	201—205

Betrachtungen aus Presse und Schrifttum

Zugeständnis einer Niederlage zur See	206
Der Südosten in der Anbauschlacht	207—208
Geopolitik des Roten Meeres	208—209
Ein Feldzugsplan gegen den Bolschewismus	209—210
Methoden der USA-Plutokratie	210

Zeit und Raum: vom 1.—21. III. 1942

Die europäische Ostfront: eine Gefahr für Moskau	211
Eine Front vom Weißen Meer zum Indischen Ozean und Mittelmeer	211—212
Europa im Kampf um die Ernährung	212
USA-Expansion und -Reklame	213.
Englands Kriegführung der „fleet in being“	213—214
Der Gegengriff gegen die feindliche Versorgung	214

Angaben über die Mitarbeiter siehe am Schluß des Heftes

Preis: Vierteljahr RM 5.50 / Studenten u. Mitglieder d. AfG. RM 4.40 / Einzeln RM 2.— / Jahrg. m. Inhaltsv. RM 22.—

Gebunden (2 Bände) RM 28.— / Register u. Inhaltsverzeichnis kostenlos / Einbanddecke f. d. Halbjahresband RM 2.—

Postcheckkonten: Kurt Vowinkel Verlag / LUDWIGSHAFEN 12461 / WIEN 55918

Abbestellungen können nur anerkannt werden, wenn sie bis spätestens einen Monat vor Ablauf eines Vierteljahres dem Buchhändler bzw. dem Verlag bekanntgegeben werden.

KURT VOWINCKEL VERLAG / HEIDELBERG / WOLFSBRUNNENWEG 36

KARL HAUSHOFER**Ozeanische Anfänge von Japans Wehrgeopolitik**

Vor mir liegt, vor vielen Jahren auf einen Schreibtisch geweht, ein japanischer Bericht von 1908 voll von Anweisungen zu überseeischer Kriegführung und Ausführung von Landungsunternehmungen. Es ist geradezu ein Handbuch mit Winken, wie man zahlenmäßig überlegenen Seemächten erfolgreich begegnet und ihnen durch kühne Überfälle die Giftzähne ausbrechen soll — wie es im Dezember 1941 in Hawai geschah; wie man Transportflotten getrennt marschieren lassen soll und vereint an der Gegenküste ausladefertig sammelt — Philippinen, Malaia, Java; wie man Flottenteile herauslockt — Ostküste von Malaia; wie man in die Zähne und Geschütze versammelter feindlicher Flotten hinein Landungen erzwingt, wenn auch mit großen Opfern.

Das alles war bereits aus den Erfahrungen Japans von 1894—1905 abgeleitet und bewiesen. Was uns Deutschen daran leid sein mag war die Bemerkung, daß die sonst so lehrreiche deutsche Wehrerfahrung für überseeische Unternehmungen großen Stils leider keine Anhaltspunkte gebe.

Was wir in dieser Richtung in Südafrika und bei der Chinaexpedition geleistet haben, das hat offenbar in Japan keinen nachahmenswerten Eindruck gemacht. Ein Seitenstück zur Nordlandfahrt von 1940 gab es 1908 noch nicht im Bereich deutscher Wehrerfahrung, wenn auch in Japan alle Eingeweihten genau wußten, daß ohne Kohlenversorgung durch die Hapag Admiral Roschdestwenskis Ostseeflotte niemals bis zur Kamranhbucht oder gar bis nach Tsuschima gekommen wäre. Trotzdem ist es geopolitisch ungemein lehrreich, zu verfolgen, mit welcher Folgerichtigkeit Japan seine bisherigen ozeanopolitischen Erfahrungen, auch durch Beispiele und ihre Prüfung aus den Tiefen seiner Seegeschichte heraus, durchdacht hat und wie es im Grunde zu Ende der Meiji-Ära 1908 bereits seine Seestrategie und seine überseeische Landungstechnik von 1942 im Kopfe und im Wunschbild fertig hatte. Selbstverständlich wurde es namentlich durch die Marinefliegerei dem Fortschritt der Technik angepaßt; aber der wehrgeopolitische Grundzug stand im Gedankengebäude fest — ein Beweis mehr für den tiefen Sinn wehrgeopolitischer Erziehung.

Wie monumental steht ein Einleitungssatz nicht nur über den Erfahrungen von 1904/05, sondern auch über den Ergebnissen von 1941/42 wie der folgende: „Führen wir Japaner Krieg, so müssen wir, wenn wir den Gegner nicht im eigenen Land haben wollen, unsere Kriegooperationen über das Meer verlegen. Für die schnelle Eröffnung der militärischen Unternehmung und deren weiteren Verlauf ist der sachgemäße Überseetransport der Armee von hoher Bedeutung. Die deutsche Kriegsgeschichte, auf welche wir für unser Studium ein großes Gewicht legen, weist für den Militärtransport zur See kein Beispiel auf. Doch bei der geographischen Lage Deutschlands ist das ja erklärlich. Wir müssen uns diesmal das Material hierzu aus der eigenen Kriegsgeschichte und der anderer Nationen zusammentragen.“ Das ist der Auftakt, der u. a. den Krimkrieg, den japanisch-chinesischen Feldzug und den chinesischen Boxeraufstand heranzieht, die aber alle kein richtiges Bild ergeben, weil in all diesen Fällen nur auf einer Seite der kriegführenden Parteien eine Flotte vorhanden war.

So blieb zum Studium dieser wichtigen Fragen für Japan nur die Erfahrung aus dem japanisch-chinesischen Krieg übrig, weil auch die Transportleistung im Burenkrieg in England unter dieser einseitigen Ausnahmslage stand.

Mit Stolz wurde in Japan betont, daß 1904/05 wie auch 1941/42 der Transport der Armee zur See eigenes Geistesprodukt war. Dabei wurde damals schon betont, „gerade so wie die Armee zu großen Marschleistungen erzogen sein muß, ebenso gründlich hat sie mit dem Überseetransport vertraut zu sein. Ein ernstes Studium aller hierzu in Betracht kommenden Punkte ist erforderlich.“ Der Kriegsapparat war nach den Vorbereitungen im Frieden des Großen Generalstabs auf ein sogenanntes Transportoberkommando mit dem Sitz in Ujina gestellt, dem verschiedene Ankerplatzkommandos unterstellt waren, denen — ähnlich wie im Eisenbahnwesen den Linienkommandanturen — die Aufgabe der Verschiffung zufiel. „Um Plan und Vorbereitung hatten sich die Offiziere der Armee wenig zu kümmern, wohl aber hatte jeder mit der Ausführung des Transports bekannt zu sein.“

Bemerkenswert war die Einteilung der Transportschiffe, wobei alle besonders schnellfahrenden Schiffe, deren Maschinen nur geringe Erschütterungen verursachten, zu Hospitalschiffen und einige Schnelldampfer zum Postverkehr bestimmt waren.

Wichtig war die Bestimmung, daß auf allen großen Transportdampfern, wo die Kapitäne nicht ganz zuverlässig schienen, z. B. Ausländer waren, ein besonderer Offizier mit großen Dienstvollmachten sein mußte. Eingehende Bestimmungen sorgten für das Einvernehmen zwischen Schiffskapitän und Truppentransportführer, die „vereinigt die Verantwortung für den einzuschlagenden Weg trugen, und denen es zukam, zu beurteilen, ob eine direkte Fahrt möglich war oder ein Ausbiegen, sogar zeitweiliges Zurückhalten oder gar gänzliche Umkehr geboten schien“. Einnischung in diesen besonderen Machtbereich war allen an Bord befindlichen höheren Offizieren unter allen Umständen untersagt.

Die wichtigsten Einschiffungshäfen waren für den Russenkrieg Ujina, Moji, Nagasaki, Osaka, Hyogo, Yokohama, Tadotsu und Aomori gewesen. Große Anforderungen wurden in Japan an einen Einschiffungsort gestellt, der diesen Namen verdienen sollte. Diesen Anforderungen entsprach z. B. in keiner Weise der australische Hafen Port Darwin, der bei seestrategischen Schilderungen des Dreiecks Hongkong—Singapur—Port Darwin eine so große Rolle spielte. Interessante Ausführungen galten dann weiterhin der Rolle des Hafens von Dairen für den Fall von Port Arthur und der Bedeutung eines einheitlichen Transportschifftyps.

Wie zuversichtlich klingt: „Es ist ja wünschenswert, die absolute Seeherrschaft zu haben. Hat man sie aber nicht, so fällt der eigenen Flotte die Aufgabe zu, die feindlichen Schiffe von der Transportlinie fernzuhalten. Das ist das mindeste, das man von ihr verlangen kann.“ Das ist allerdings sehr viel! — Immerhin könnte es mit einer Reihe japanischer Erfahrungen belegt werden, aus denen u. a. die folgenden Sätze stammen: „Das kühne Unternehmen des Übersetzens der Truppe gegenüber den Russen gelang uns auch erst dann, nachdem wir durch einen gewandten Angriff die Kraft der russischen Port Arthur-Flotte gebrochen hatten.“ Sollte diese Erfahrung nicht auch für Hawai maßgebend gewesen sein?

„Es ist überaus schwer, das Meer überall zu beherrschen... Es wäre also unrichtig, wenn man mit den Kriegsoperationen warten wollte bis die völlige Herrschaft zur See errungen ist. Man muß dem Gegner in allem zuvorkommen.“ Das ist bei den Truppentransporten nach den Philippinen, nach Malaia und Java sorgfältig beachtet worden. „Der Überseetransport der Landtruppen ist aus diesem Grunde auch ohne vorherige Erfolge der Marine zu beginnen und auszuführen, wenn auch die Gefahr vorliegt, dem Überfall der feindlichen Schiffe zum Opfer zu fallen.“

„Bei den Ausschiffungen in der Nähe des Feindes entfaltet unsere Marine eine

erhöhte Tätigkeit und deckte uns gegen jegliche Angriffe.“ Das ist ein stolzes Wort, aber in der Javaschlacht hat es sich bewährt.

Mit Stolz wurde betont, daß das kühne Unternehmen der Blockade des Kriegshafens Port Arthur 80 Transportdampfern mit insgesamt 370 000 t ermöglichte, in die Yentaubucht einzulaufen, ohne durch einen Zwischenfall gestört zu werden. Rückblickend wird zuversichtlich bemerkt: „Die Sache der Verschiffung an und für sich ist nicht schwierig.“ „Die größten Schwierigkeiten und Störungen beim Einladen entstehen dadurch, daß die Zugänge nicht freigehalten werden.“ Die strengen Bestimmungen in dieser Richtung wurden durch eine Menge von Einzelerfahrungen belegt.

„Bei einer Landung in der Nähe des Feindes hat das Ausladen in beschleunigter Weise vor sich zu gehen. Die Truppen müssen gewärtig sein, sogleich nach Betreten des Landes gegen den Feind vorzumarschieren. Das ist jedoch mit großen Schwierigkeiten verknüpft und mahnt zur Vorsicht“ — namentlich, wenn bei der großen Zusammenpferchung von Mannschaften und Pferden in die Transportdampfer, wie sie in Japan üblich ist, alles bocksteif ist, wenn es an Land kommt. Trotzdem verlangte man z. B. bei Tschempulpo „eine Landung im Anblick der feindlichen ankernden Flotte“.

„Bevor wir unsere Truppen an einem vorher bestimmten Punkte landen ließen, sammelten wir zunächst die Transportschiffe an einer Stelle, die in der Nähe des beabsichtigten Landungspunktes lag.“ ... „Wir hielten es für praktisch, jedesmal 2—3 Schiffe mit gleicher Geschwindigkeit nach der Sammelstelle abgehen zu lassen.“ Man hat also lose Marschgruppen gebildet, keine Geleitzüge, ist getrennt marschiert und hat erst zur Landung die Vereinigung angestrebt. Scharfe Maßregeln galten der absoluten Geheimhaltung aller Vorgänge; wer immer die japanischen Land-, Luft- und Seestreitkräfte kennt, der weiß, daß das Dienstgeheimnis bei ihnen wohl bewahrt ist.

„Man muß dem Gegner mit Überraschungen kommen, man bringt ihn dadurch leicht aus der Fassung. Wie fassungslos war doch die ... flotte...“. Gilt dieser Wortlaut nicht genau ebenso der pazifischen Flotte der USA. wie er in jener Aufstellung für die baltische Flotte gebraucht worden war?

Wer die Meisterschaft der japanischen Technik im kleinen, die wirklich bis zum Kunsthandwerk ausgebildet ist, kennt, für den spricht ein Satz Bände wie: „Große Sorgsamkeit wendeten wir dem Bau der Laufplanken zu, welche bis an die Schiffe herangelegt wurden. Diese sind wichtig für die schnelle und sichere Ausschiffung.“ Sie sind aber auch wichtig für die Taktik und Technik des Kampfes in einem so amphibischen Gelände, wie es die Halbinsel Malaia darstellt; und die japanische Friedenserziehung ging dahin, das Überwinden solcher Hindernisse in der raffiniertesten Weise zu schulen, namentlich auch darin, sich in Reihen auf langen schmalen Laufstegen von Bohnenbreite fortzubewegen. Diese Laufstege haben beim Vorstoß durch Malaia und auf Singapur, für den Kampf im Dschungel und in Mangrove-Sümpfen außerordentlich wertvolle Dienste geleistet.

Der Grund, warum wir diese nützlichen wehrgeopolitischen Erfahrungen in ihrer Anwendung auf allerjüngste kriegerische Vorgänge im indopazifischen Raum einer unverdienten Vergessenheit entreißen, ist, zu zeigen, welcher Schatz für jedes Volk in seinen wehrpolitischen Erfahrungen liegt und wie nützlich es ist, sie — soweit nicht Staatsgeheimnisse dabei gefährdet werden — in volksnaher Weise zu pflegen und lebendig zu erhalten.

RUDOLF KROHNE

Ozeanische Kriegführung

Der Streit um Berechtigung, Sinn und Wert wohlverstandener Geopolitik hat nicht nur in dieser Zeitschrift, sondern auch in unserer Zeit, der sie dienen will, jeden Sinn verloren. Heute wird unter schonungsloser Anwendung der harten Schicksalsrute Staatsmännern und Völkern geopolitischer Schulunterricht erteilt. Wehe dem, der aufgerufen wird und sein Pensum nicht gelernt hat! Er fällt erbarmungslos durch das große Examen und mag seine Zukunftsträume begraben.

Waren es nicht die Briten, die als Begründer und Beherrscher eines imperialen Weltreiches sich als die unfehlbaren Inhaber des Lehrstuhls für ozeanische Geopolitik fühlten, von wo aus sie der ganzen Welt ihre Doktrin von der britischen „Beherrschung der Wogen“ — natürlich nur zum Wohle der übrigen Menschheit — predigten? Waren es nicht die Vereinigten Staaten, die durch den Mund ihres Marineministers Knox in plumpem Bluff drohten, Japan mit ihrer stolzen Zweiozeanflotte in 90 Tagen in die Pfanne zu hauen? Die 90 Tage sind vorbei. Indessen nehmen gerade diese beiden Mächte einen bereits recht kostspieligen geopolitischen Unterricht, bei denen ihnen nun Japan im Pazifik und indischen Ozean, Deutschland und Italien im Atlantik und Mittelmeer über die Grundsätze ozeanischer Seekriegführung — ihre Planung und Vorbereitung, ihre Durchführung und die Verwendung aller modernen Seekriegsmittel — gründliche Lektionen erteilen.

Dieser Krieg, den das deutsche Volk mit letztem Einsatz für seine Zukunft kämpft, ist in seinem Wesen ein „ozeanischer Krieg“. So billig diese Weisheit angesichts eines Kampfes gegen das „seebeherrschende“ Britannien auch erscheinen mag, wurde durch den Ausbruch und die Dauer der Feindseligkeiten zwischen Deutschland und der Sowjetunion diese Erkenntnis nicht so sehr in Deutschland wie gerade in Europa vielfach verwischt.

Wer in Europa noch nicht sicher war, ob der gigantische Kampf Deutschlands und seiner Verbündeten gegen den Bolschewismus unvermeidbar gewesen und ob er unlöslich mit dem ozeanischen Ringen gegen Britannien-USA. verbunden sei oder nicht, der wurde nach der Rückkehr Edens und dann Cripps' aus Moskau aller Zweifel enthoben. Churchill oder Roosevelt, Eden, Hull oder Sumner Wells, Cripps oder Knox bekennen, daß sie ganz Europa als Preis für sowjetrussisches Kanonenfutter bedenkenlos aufzuopfern bereit wären. Damit haben unsere Gegner selbst die unerbittliche Auseinandersetzung mit Sowjetrußland zu einem wesentlichen und entscheidend wichtigen Faktor des großen ozeanischen Ringens erklärt.

Haben wir mit dieser Erkenntnis auch die innere Bereitschaft für die Beschäftigung mit „ozeanischer Geopolitik“ gefunden, so machen wir auf der Suche nach einem methodischen Ausgangspunkt die bemerkenswerte Entdeckung, daß außer schüchternen, ahnungsvollen oder genialen Anläufen, wie sie von Ratzel bis Haushofer unternommen worden sind, von einer praktisch verwertbaren wissenschaftlichen Systematik ozeanischer Geopolitik kaum gesprochen werden kann. Das ist um so seltsamer, weil gerade sie nicht nur von höchstem Reiz und größter wissen-

schaftlicher Ergiebigkeit, sondern auch von schicksalhafter Bedeutung in der Auseinandersetzung aller geopolitischen Werte ist, in der wir heute stehen.

Wäre es unter solchen Umständen vielleicht klüger, wenn der Autor Titel und Anfang mitsamt allen guten Vorsätzen in den Papierkorb fallen ließe? Nun, immerhin bittet er die Leser, im folgenden nicht etwa die eingangs vermifste Systematik ozeanischer Geopolitik selbst, sondern eine mehr oder weniger anregende Plauderei über dieses Thema zu erwarten.

Es gibt auf unserem Planeten keine Geopolitik, die sich mit so weiten Räumen auseinandersetzen müßte, wie die ozeanische. Wenn nach Maull das „eigentliche Wesen der Geopolitik als die Wissenschaft von der raumbezogenen Politik“ verstanden werden soll, so ist damit schon das Wesentliche über die Bedeutung der ozeanischen Geopolitik gesagt. Dabei ist es wohl mehr eine Gefühls- als eine Verstandesfrage, ob man das Wesen der Geopolitik, statt als ganz allgemein „raumbezogen“, lieber als „raumbewältigend“ bezeichnet. Jedenfalls dürfte diese Formulierung der ozeanischen Geopolitik vielleicht angemessener sein.

Ein kontinentaler Raum kann in Besitz genommen und gehalten, bebaut, bewohnt, erobert oder umgrenzt werden. Alles das kann man bei wirklich ozeanischen Räumen nicht. An den Landstraßen stehen Zwetschgenbäume, an Autobahnen Kilometersteine, an Eisenbahnsträngen Telegraphenmasten. Über die weiten Seestraßen rollen gleichförmige Dünung oder windgepeitschte Wogenkämme. Bug- und Hecksee eines friedlichen Dampfers oder eines Kriegsschiffes auf Marsch hinterlassen keine Spuren wie das Wagenrad des Bauern oder die Raupenketten moderner Panzerkampfwagen. Die ozeanische Geopolitik ist so verschieden von der kontinentalen wie die Gesetze des Meeres von denen des Landes verschieden sind. Wo und solange dieser Unterschied nicht begriffen wird, ist ozeanische Geopolitik nicht zu denken.

Wir erkennen also als wesentlichen Unterschied ozeanischer gegenüber kontinentaler Raumbeziehung oder Raumüberwindung dies: Die Ozeane sind niemals auch für noch so kurze Zeit überwunden, sondern müssen immer wieder überwunden werden! Dabei macht es keinen Unterschied, ob Krieg oder Frieden die Welt beherrschen gegenüber dem Hauptgegner des Menschen, der See selbst, ihrer endlosen Weite, ihrer unheimlichen Gewalt und Launenhaftigkeit, ihren unberechenbaren Gefahren und ihren verlockenden Möglichkeiten. Mit diesem „Bewußt-sein“ der Grundbedingung ozeanischer Raumbeziehungen wollen wir den Sprung in die Praxis tun und aus lebendigen Beispielen Anhaltspunkte zu gewinnen suchen.

Wenn die Behauptung zutrifft, daß ozeanische Raumbeziehung und Raumüberwindung ihre eigenen Gesetze diktiert, die sich von kontinentaler Raumbeziehung grundsätzlich unterscheiden, so erhebt sich die Frage, ob und wie sich denn die Menschen, die dieses Problem angriffen und immer wieder und vollkommener bewältigten — also die Seeleute in Krieg und Frieden — mit der ozeanischen Raumüberwindung auseinandergesetzt haben. In der Tat haben sie nicht nur Mittel für die praktische Bewältigung des ozeanischen Raumes gefunden, sondern aus der harten Notwendigkeit der Praxis Methoden entwickelt, die — mit wissenschaftlicher Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit ausgeübt — dem einzigen Ziel dienen, den ozeanischen Raum zu messen, zu überwachen und damit zu beherrschen und immer wieder zu überwinden! Ohne Übertreibung kann man sagen, daß jeder

Kommandant eines Handelsdampfers oder Kriegsschiffs im Frieden wie im Kriege ein so verblüffendes Bewußtsein ozeanischer Geopolitik in Reinkultur betätigt, daß jeder von ihnen als würdiges und nützliches Mitglied unter den Geopolitikern gelten dürfte. (Daß die Mehrzahl dieser wetterharten und meist wortkargen Männer einen gelinden Schrecken bei diesem bloßen Gedanken bekommen würde, ändert nichts am Wert der Behauptung.) Früher oder später wird die Geopolitik die Nutz- anwendung aus dieser Erkenntnis zu ziehen haben; je früher das geschieht, um so besser für ihre Entwicklung.

Der Behauptung mögen einige Beispiele dienen, die auf jedem Kriegs- oder Handelsschiff Anwendung finden. Aus der Erkenntnis der besonderen ozeanischen Raumüberwindung haben die Seefahrer ein besonderes Maßsystem entwickelt, die aus globalem Denken geborene Seemeile. Von früh bis Nacht, vom Abend zum Morgen wird auf der Brücke jedes ozeanischen Fahrzeugs mit wissenschaftlichen Methoden und Instrumenten der Schiffsart bestimmt und fortgesetzt kontrolliert. Das Koppeln auf Grund der Schraubenumdrehungen und des Kompasses, die Berechnungen von Wind- und Stromversetzung, Hand- und Echolotung, Gestirnsberechnungen, das Sonnenschießen, das Verwenden genauester Uhrzeit, die peinliche Eintragung jeder Wahrnehmung in die Seekarte, die fortgesetzten Vergleiche mit anderen Schiffen, die Funkpeilung, das Segeln auf größtem Kreis, die Beobachtung von Luftdruck, Wetter und Wassertemperatur, die Entnahme von Grundproben sind das tägliche (und nächtliche) Brot des Seefahrers und werden mit komplizierten Instrumenten, Handbüchern und Tabellen täglich, ja stündlich durchgeführt! Mit einer Fülle weiterer Messungen — wie z. B. des Verbrauchs an Brennstoff, Speisewasser, Trinkwasser und anderem mehr — werden alle diese Beobachtungen im Logbuch der Brücke und dem Maschinentagebuch peinlich genau eingetragen, ständig ausgewertet und aufbewahrt. Wer möchte dem Seefahrer danach noch wissenschaftliche Methode und Gewissenhaftigkeit absprechen? Alle diese Untersuchungen aber haben nur das eine Ziel: größtmögliche Zuverlässigkeit in der Beherrschung und Überwindung des ozeanischen Raumes.

Diese aus der harten Notwendigkeit geborene Auseinandersetzung mit dem Raum und seine immer wieder zähe angestrebte Überwindung macht — so meint der Verfasser — die Seemannschaft zur berufenen Lehrmeisterin aller Wissenschaft von der Raumüberwindung und damit — wenn die eingangs übernommene Definition richtig ist — zur Lehrmeisterin moderner Geopolitik überhaupt.

In einer Zeit, der das Schicksal unerbittlich auferlegt hat, alles, was sie an Werten besitzt oder zu besitzen glaubt, freudig in die Wage der Kriegsentscheidung zu werfen, erhebt sich die Frage, welche Bedeutung die ozeanische Geopolitik für diese historische Entscheidung haben kann, hat und haben wird. Niemand wird nun so unbillig sein, vom Verfasser zu verlangen, daß er heiße Eisen anfaßt. Aber das ist zum Verständnis des Themas auch nicht unbedingt nötig. Einige Beispiele mögen uns weiterführen:

Jede Aktion der modernen Seekriegsführung ist ein Musterbeispiel raumbezogenen und raumüberwindenden Denkens, ohne die schon die Planung, geschweige denn die Durchführung gar nicht möglich wäre. Die Frage nach Aktionsradius und Geschwindigkeitsbemessung der eigenen und vermutlichen Feindkräfte, die erwarteten und möglichen Verhältnisse von Wind, Wetter, Beleuchtung, Sichtig-

keit in den auf dem Marsch zu überwindenden Meeresteilen, der sich aus alledem ergebende notwendige und mögliche Ansatz der eigenen wie der vermutliche Ansatz feindlicher größerer, mittlerer oder kleiner, Überwasser-, Unterwasser- oder Luftstreitkräfte erfordern geistvollste Überlegungen der operativen Leitung. Die aus operativem Denken gewonnenen Auffassungen über die Vorsichtsmaßnahmen des Gegners, wie z. B. Unterseeboots- oder Marinesperren, Wachdienst von Überwasserstreitkräften (in welcher Stärke?), Luftaufklärung usw. — würden für jeden, der in ozeanisch-raumbezogenem Denken nicht geschult ist, rätselhaft bleiben. Wer in seinem raumbezogenen Denken vorwiegend oder ausschließlich „kontinental geschult“ ist, wird hier vielleicht entgegenhalten, auch im Landkrieg gäbe es gleichartige Überlegungen. Ein solcher Einwand ist — wie wir im weiteren sehen werden — richtiger, als die meisten ahnen, während sie ihn vorbringen. Dennoch: Auf dem Kontinent gibt es Gebirge, Flüsse, Sümpfe, Brücken, Eisenbahnknotenpunkte, Straßen usw., usw., die uns wie dem Gegner das Gesetz des Handelns weitgehend diktieren. Weshalb aber Schlachtschiffverbände nicht 100, sondern etwa 1000 sm von einem gewissen Punkt entfernt, und zwar nördlich, südlich, östlich oder westlich aufeinanderstoßen werden, ist gewiß weit schwerer zu begreifen. Und dennoch kann es unwiderruflich über das Schicksal der Nationen entscheiden! Auch dies „Unwiderrufliche“ ist ozeanisch! Darum kann man mit Recht sagen, daß zum ozeanischen Krieg weit mehr als zu irgendeinem anderen — Glück gehört, das bekanntlich auf die Dauer doch nur dem Tüchtigeren lächelt.

Als in der Nacht zwischen 21. und 22. Mai 1941 in Begleitung des Schweren Kreuzers „Prinz Eugen“ das Schlachtschiff „Bismarck“ aus einem norwegischen Fjord auslief, waren von der operativen Leitung alle positiven und negativen Möglichkeiten in Rechnung gestellt. Zum Studium der Einzelheiten darf auf die ausgezeichnete Darstellung des Nauticus (Verlag Mittler & Sohn), verwiesen werden; sie gewährt zugleich einen höchst eindrucksvollen und aufschlußreichen Einblick in das operative, strategische und taktische Denken ozeanischer Kriegsführung. Vor allem zeigt sie an einem dramatischen Beispiel, wie entscheidend die Raumüberwindung — Geschwindigkeit, Aktionsradius, Beleuchtung, Sichtigkeit, Seegang — alles operative Denken und Handeln bei der ozeanischen Kriegsführung beherrscht. Daß die Vernichtung der „Hood“, die schwere Beschädigung anderer britischer Schlachtschiffe, vor allem aber die Bindung starker und schwerster Feindkräfte, u. a. auch zweier Flugzeugträger den herben Verlust der „Bismarck“ und seiner heldenmütigen Besatzung in den Tagen der Eroberung von Kreta trotz unseres Schmerzes gerechtfertigt haben, wird nach dem deutschen Endsieg die Geschichte lehren. Denn auch das liegt im Wesen ozeanischer Kriegsführung begründet, daß hier wie nirgendwo sonst eine offene und überzeugende Darlegung der Zusammenhänge erst nach dem Kriege erfolgen kann.

Wenn deutsche Schlachtschiffe, schwere Kreuzer oder Hilfskreuzer — ohne daß aus naheliegenden Gründen während des Krieges über ihre erstaunlichen Leistungen im einzelnen berichtet werden kann — Wochen und Monate, ja häufig länger als ein Jahr auf allen Ozeanen operieren, so begreift jeder, der diese Zeilen mit Anteilnahme gelesen hat, welche raumüberwindende Vorstellungskraft die entscheidende Voraussetzung solcher Erfolge ist. Es wird dem Leser damit plötzlich bewußt, daß wir in solchen Kommandanten und Offizieren über hervorragende

Lehrmeister ozeanischer Geopolitik verfügen; ihre Kenntnisse und Erfahrungen haben freilich während der Dauer des Krieges einzig und allein der Seekriegsführung zu dienen, werden aber nach dem Kriege für die deutsche Geopolitik von unschätzbarem Wert sein: wertvoll deshalb, weil diese Männer mit wissenschaftlicher Methode und Gründlichkeit jenes so seltene „Bewußtsein“ raumüberwindender Kräfte verbinden, das erst den Geopolitiker ausmacht.

Auch die aus planmäßigen und höchst geistvollen Überlegungen geborenen Operationen deutscher U-Boote (wie etwa vor Murmansk, vor New York, im Karibischen Meer, im Mittelmeer) stellen in der Überwindung und Beherrschung der ausgedehnten Räume ungewöhnlich hohe Anforderungen an die operative Leitung und an jeden einzelnen Kommandanten. So erstaunlich die Zahlen vernichteter Tonnage bei diesen Operationen auch immer sind, geben sie doch nur eine bescheidene Vorstellung von dem, was operativ geplant und praktisch erreicht wurde: Die Bindung und Störung erheblicher feindlicher Kräfte und Anstrengungen, die Vernichtung großangelegter Pläne! So etwa die Lybienoffensive der Engländer, die durch den Verlust der „Ark Royal“, der „Barham“ und die Lahmlegung wesentlicher britischer Flottenstreitkräfte in der Entwicklung empfindlich gestört und durch den genialen General Rommel und seine herrlichen Männer zum totalen Scheitern gebracht werden konnte. — Oder das gewaltige britische und usamerikanische Rohstoffversorgungs- und Rüstungsprogramm mit seinen 1000 verwickelten Zusammenhängen, das durch solche Angriffe entscheidend in Unordnung gerät. Wenn trotz alledem die Erfolge der deutschen Seekriegsführung manchem fast als „Glückstreffer“ (etwa die Versenkung der „Ark Royal“ und „Barnham“, das Aufreißern eines Geleitzuges oder U-Booterfolge vor der amerikanischen Küste) erscheinen, so liegt das nur daran, daß die zu solchen Erfolgen führenden Operationen und Überlegungen so durchdachte Kenntnisse politischer, wirtschaftlicher, rohstoffmäßiger und seestrategischer Vorbedingungen voraussetzen, andererseits die Folgen der gelungenen Operationen oft so weitreichend sind, daß sie sich dem Urteilsvermögen des Außenstehenden einfach entziehen (soweit er von den Resultaten überhaupt Kenntnis erhält).

Es wird zum Verständnis des weiteren nützlich sein, wenn wir die entscheidenden Merkmale ozeanischer Kriegsführung, die vergleichsweise bei der bisherigen Landkriegsführung gar keine oder doch nur eine untergeordnete Rolle spielten, kurz zusammenzufassen versuchen:

1. Ozeanische Räume müssen immer wieder von neuem überwunden werden.
2. Das Problem der überlegenen Raumüberwindung ist das oberste Gesetz aller operativen Betrachtungen.
3. Ein Handicap in dieser Beziehung verurteilt zur Ohnmacht.
4. Die technische Entwicklung, die Wahl und der Ansatz der Waffenträger muß unter diesen Gesichtspunkten erfolgen.
5. Der Besitz oder die Gewinnung geeigneter Stützpunkte ist wesentliche Voraussetzung für den Erfolg.
6. Das Wesen ozeanischer Kriegsführung drückt sich aus in Begriffen wie: Basis, Aktionsradius, Geschwindigkeit, Kampfkraft der Waffenträger, Versorgung.
7. Mit größter Selbständigkeit jedes einzelnen Kriegsschiffs oder Verbandes verbindet sich eine vielgestaltige und blitzschnelle Nachrichtenübermittlung, über die

jede Einheit, jeder Verband und die operative Leitung gleichzeitig verfügen und deren sorgfältige Verschlüsselung dem Gegner keinerlei Einblick gewährt.

8. Grundsätzliche Fehlberechnungen in dieser Hinsicht sind im ozeanischen Krieg unabänderlich; sie können weder durch die Zahl noch durch die Leistungen der Besatzungen ausgeglichen werden. Ein Verzicht auf die Entscheidung ist auch bei späterer Erkenntnis der Sachlage meist unmöglich.

9. In der Regel ist eine solche Entscheidung unwiderruflich und der Anfang vom Ende.

Überdenkt man diese Eigenarten ozeanischer Kriegsführung, so erkennt man unschwer, daß sie sich von den bisher gewohnten Methoden des Landkrieges grundsätzlich unterscheiden. Gleichzeitig aber ahnt bereits der Leser, welche Parallelen zum modernen technischen Landkrieg sich eröffnen.

Die Niederwerfung Polens vollzog sich zwar so schnell, daß die Öffentlichkeit kaum Zeit fand, über den Wandel der gewohnten Landkriegsmethoden nachzudenken. Die Besetzung Dänemarks und die Eroberung Norwegens ließen die neuen Methoden ebenfalls nicht leicht erkennen, weil ja die seestrategische Leistung der deutschen Flotte als Voraussetzung für den Erfolg des Unternehmens unbestreitbar war, wenn auch das ozeanisch-geopolitische Ausmaß dieser Leistung — die Kühnheit der Planung, die verblüffend energische und pünktliche Durchführung, der volle Einsatz einer kleinen Flotte angesichts einer etwa zehnfachen feindlichen Überlegenheit und Aktionsbereitschaft (Britannien–Frankreich), der lange, ständig durch einen Gegner mit weit günstigeren Ausgangsstellungen in der Flanke bedrohte Anmarschweg, die Belastung der Kriegsschiffe durch kaum tragbare Einschiffungskommandos des Heeres, die in der Seekriegsgeschichte bis dahin beispiellose Aufgabe, tief eingeschnittene und durch Festungen geschützte Fjorde zu forcieren — bis heute noch manchem kaum bewußt, geschweige denn annähernd verständlich sein mag. Wenn der großartige Feldzug in Holland, Belgien und Frankreich, zumal die hervorragenden Leistungen der deutschen Luftwaffe, Panzer und motorisierten Truppen, nicht jedem endgültig die Augen über das Wesen der modernen deutschen Landkriegsführung geöffnet hat, so mag das daran liegen, daß im Verlauf dieses Kampfes die vertrauten Namen klassischer Vormarschstraßen alte Erinnerungen weckten, unter denen das grundlegend Neue dieses Krieges für viele Miterlebende verschüttet blieb.

Freilich, Kreta ließ dann doch wohl jeden aufhorchen. Diese Insel, aus der Luft erobert, bedeutete für die Briten ganz offenbar eine nicht ersetzbare Einbuße ihrer ozeanischen Kriegspläne. Aber auch viele von denen, die diesen Verlust Großbritanniens im Mittelmeer erkannten, betrachteten dieses Ereignis — sehr mit Unrecht — infolge der neuartigen Methode der Luftlandung auf einer so stark verteidigten Insel als ein Kuriosum. Manche mögen in dieser Auffassung bestärkt worden sein in Ablehnung jener immer sofort entflammten Zivilstrategen, die jedem neuen Ereignis der Kriegsgeschichte die vernünftige Basis der Betrachtung durch uferlosen Optimismus entziehen. So war es dem russischen Kriegsschauplatz vorbehalten, das Wesen „ozeanischer Kriegsführung auf dem Lande“ in gigantischen Ausmaßen zu demonstrieren. Die letzten Schleier aber vom gewaltigen Gemälde ozeanischer Kriegsführung zur See und zu Lande haben die Leistungen Rommels und seines Afrikakorps und der Krieg Japans im Pazifik gelüftet.

Versuchen wir, um uns endgültig Klarheit zu verschaffen, die wesentlichen Merkmale des modernen technischen Landkriegs ebenfalls auf kurze Formeln zu bringen, so werden wir unschwer erkennen, ob und wie weit ein Vergleich mit den Methoden ozeanischer Kriegsführung berechtigt ist:

1. Der moderne technische Landkrieg ermöglicht weite und blitzschnelle Vorstöße ohne oder nahezu ohne Rücksicht auf Straßen, Eisenbahnen oder Flüsse.

2. Eine Gefährdung der Flanken, Überraschungen, das Nachschubproblem und tausend andere unlösbare Fragen früherer Kriegsführung können durch Luftaufklärung, Sturzkampfflieger, Nachschub aus der Luft oder durch motorisierte Nachschubverbände überwunden werden.

3. Weit zurückliegende Stützpunkte können nutzbar gemacht, gegnerische plötzlich ausgeschaltet werden (z. B. durch Bombardierung und Luftlandung).

4. Die Überwindung des Raumes wird damit zum entscheidenden Problem aller operativen Überlegungen.

5. Basis, Aktionsradius, Geschwindigkeit, Kampfkraft der Waffenträger (z. B. Panzerkampfwagen, Stukas, Jäger), Versorgung sind, wie in der ozeanischen Kriegsführung, die wesentlichen Begriffe des operativen Denkens.

6. Ein hochentwickeltes Nachrichtenwesen verbindet auch noch die kleinste selbstständig im Raum operierende Einheit ständig mit der operativen Leitung.

7. Fehlberechnungen in der Konstruktion oder dem Einsatz der Waffenträger (z. B. schnellere und kampfkraftigere Flugzeuge oder Panzerwaffen des Gegners) sind fast immer unabänderlich.

8. So entscheidend wichtig wie in der ozeanischen Kriegsführung etwa Sturm, Nebel oder Eis ist die witterungsbedingte Beschaffenheit des Raums: Regen, Schlamm, Schnee- und Eisverhältnisse, zugefrorene Flüsse, Sandsturm usw.; ihre richtige Einschätzung beeinflussen den Erfolg oder Mißerfolg wesentlich. Gerade dieser letzte Gesichtspunkt offenbart den grundlegenden Wandel moderner technischer Kriegsführung gegenüber den bisher geltenden Grundsätzen. (Siehe dazu die anschaulichen Zahlenvergleiche in Kurt Vowinkel: Ein neuer Napoleon....? Geopolitik 1941, Heft 7, S. 371.)

Bedurfte es zum Erkennen der neuartigen technischen Kriegsführung, die wir die ozeanische nennen, weil alle ihre wesentlichen Methoden sich längst in ozeanischer Raumüberwindung herausgebildet haben und aus ihr übernommen werden konnten und wurden — in den begrenzten Räumen West- und Südosteuropas eines geschulten Auges, so ist das raumweite Beispiel des russischen Feldzugs auch für den Laien einleuchtend. Sowjetrußland ist ein Ozean seiner Ausdehnung nach. Sein Straßen- und Eisenbahnnetz spielt, verglichen mit Westeuropa, eine unbedeutende Rolle. Die Schlammperiode im Herbst und Frühjahr, der alle Orientierung und Begrenzung verwischende harte Winter (zugefrorene Flüsse und Seen) stempeln den Raum und seine Überwindung zum Hauptproblem. Daß die Sowjets das durchaus erkannt und durch gewaltigen und rücksichtslosen Einsatz stärkster raumüberwindender Kräfte (vor allem Panzer und Flugzeuge) zu ihren Gunsten auszuwerten gedachten, daß sie beim erzwungenen Rückzug durch das System der „verbrannten Erde“ alles darangesetzt haben, den Raum noch uferloser, ozeanischer werden zu lassen, spricht für unsere Auffassung, ebenso wie ihre durchaus verständliche Hoffnung auf den harten russischen Winter. Dennoch wurden die Sowjets geschlagen.

Wie war das möglich? Zwar hatten die Bolschewisten das „Ozeanische“ ihres Riesenraumes erfaßt und die entsprechenden Waffen in ungeheuren Zahlen entwickelt. Aber haben wir nicht als wesentlich für ozeanische Kriegsführung die überlegene Raumüberwindung erkannt? Die technische Entwicklung, die Wahl und der Ansatz der „ozeanischen“ Waffenträger entscheidet — und hat auch in Rußland entschieden. Die Bolschewisten wurden geschlagen, weil trotz weit überlegener Zahlen und rücksichtsloser Blutopfer ihre Flugzeuge, Panzer und schnellen Truppen in der Raumüberwindung unterlegen waren. Entsprechend dem Gesetz ozeanischer Kriege war für die Sowjets deshalb auch ein Verzicht auf die Entscheidung (gesicherter Rückzug) nicht mehr möglich. Erst wenn die Geschichte dieses Krieges geschrieben wird, werden wir klar erkennen, wie notwendig und „ozeanisch gedacht“ der Entschluß unserer Führung war, bis zur letzten Sekunde vor Einbruch des harten Winters den Gegner zu jagen und schlagen! Gerade deshalb konnte der Gegner, als der Winter den Hauptwaffen des ozeanischen Krieges (Panzer, schnellen Waffen, Flugzeugen, Nachschub) schwerste Hemmungen bereitete, nicht mehr die zahlenmäßige Überlegenheit an ausgerüsteten Fußtruppen aufbringen, die notwendig gewesen wären, um unsere heldenhaften deutschen Infanteristen zu schlagen und zu vernichten. Selbst der „Stellungskrieg“ des Winters entsprach ozeanischen Gesetzen und unterschied sich dadurch grundlegend vom kontinentalen Grabenkrieg des Weltkriegs 1914—1918. Der russische Winter-„Stellungskrieg“ blieb in ständiger Bewegung, war — ozeanisch ausgedrückt — ein „Auf- und Absteigen“ auf einer strategisch vorgesehenen Linie.

Auch Lybien ist „ein Ozean“. Auch hier offenbart sich das ozeanische Gesetz, daß der Gegner durch überlegene Raumüberwindung geschlagen werden muß, um die „Raumherrschaft“ zu erringen. Wo das geschieht, ist allein eine Frage der Zweckmäßigkeit. Ist der russische Raum das gigantischere, so ist Lybien das anschaulichere Beispiel ozeanischer Kriegsführung. Hier wie dort geht es nicht um „Landbesetzung“ im alten kontinentalen Sinne, sondern in erster Linie um Vernichtung des Gegners, nebenher um Gewinnung oder Wegnahme von Stützpunkten (Korn-, Rüstungs-, Erz- oder Ölbasen hier, Stützpunkte oder Wasserstellen dort). In der zuversichtlichen Hoffnung auf den baldigen Sieg der britischen Truppen in Afrika versicherte ausgerechnet Churchill dem Parlament, daß dieser Krieg in Lybien „ozeanisch“ sei, daß die Panzer und motorisierten Truppen gleich Flotten im weiten Ozean der Wüste operierten. Aber wie auf allen Ozeanen, im Atlantik, in Rußland und im Pazifik hat England auch diese „Seeschlacht in Lybien“ verloren. Generaloberst Rommel, der sogar vom Gegner anerkannte Meister ozeanischer Kriegsführung hat die „Seeschlacht in Lybien“ gewonnen — nach den Gesetzen, die wir zu formulieren versuchten.

Dieser Aufsatz will nur eine bescheidene Anregung zur Betrachtung ozeanischer Kriegsführung sein. Es würde seinen Rahmen überschreiten, wollte er die moderne technische Land- und Luftkriegsführung in ihrem ozeanischen Charakter mehr als nur in groben Strichen umreißen. Um so begrüßenswerter erschiene es dem Verfasser, wenn berufene Federn des Heeres und der Luftwaffe das Thema aufgreifen würden. Einem späteren Aufsatz mag es vorbehalten bleiben, die ozeanische Seekriegsführung und ihre Kampfmittel im gleichen Zusammenhang ausführlicher zu behandeln.

GUSTAV FOCHLER-HAUKE

Bolschewistische Heckenschützen

Der Bandenkrieg ist nicht ausschließlich auf das ehemals zaristische bzw. sowjet-russische Gebiet beschränkt, aber doch so charakteristisch für diese weiten Landschaften, daß er am besten in seinem Zusammenhang mit ihnen untersucht und gedeutet werden kann. Verschiedentlich ist, insbesondere von den Bolschewisten, versucht worden, die Banden neben die Freikorps zu stellen und sie damit zu militärischen Verbänden zu stempeln. Plumpse Tarnungsversuche! Bei den bolschewistischen Heckenschützen handelt es sich um Gruppen, die weder Ansprüche darauf erheben können, als Soldaten angesehen und behandelt zu werden, noch sich auf einen „Volkskrieg“ berufen dürfen; sie treten fast ausschließlich in Zivilkleidern auf, um heimtückische Überfälle und Sabotageakte durchzuführen. Deshalb werden sie auch nicht als Kriegsgefangene behandelt, wenn sie in unsere Hände fallen.

Der eigentliche Nährboden für das bolschewistische Heckenschützentum waren die Verhältnisse des russischen Bürgerkrieges der Jahre 1917—1922. Die gesetzlosen Handlungen der alten kommunistischen Parteiführer, der Instinkt des Verbrechertums, das sich in diesen Reihen erfolgreich durchzusetzen wußte, die grundsätzlich verneinende Einstellung zu allem Bestehenden, gegen überkommene Rechtsbegriffe und militärische Grundsätze —, sie waren die Triebkraft für das gewaltige Anwachsen der Bandenkämpfe in der Bürgerkriegszeit, die sich insbesondere gegen die Weißgardisten und ausländischen Interventionstruppen richteten und auf deren Grundlage Trotzki die „Rote Arbeiter- und Bauernarmee“ aufbaute. Lenin war einst ebenso wie Stalin heute ein Bejäger und Förderer des Bandenkrieges, in dem ein wesentliches Glied des Bürgerkrieges schlechthin gesehen wurde. Viele bolschewistische Machthaber, ja die meisten von ihnen, haben in der einen oder anderen Form an diesem Bandenkrieg teilgenommen. Es sei nur darauf hingewiesen, daß die 5. rote ukrainische Armee, deren Führung seinerzeit Woroschilow übernahm, aus Heckenschützengruppen gebildet worden war, daß Kirow und Ordschonikidse im Kaukasus am Bandenkampf teilgenommen hatten und daß beispielsweise das Scheitern des Vormarsches Denikins auf Moskau im Herbst 1919 auf das Einwirken der Banden zurückzuführen war. Auch die Truppen von Wrangel und Koltshak und im Jahre 1918 die deutsche Besatzungsarmee in der Ukraine hatten es vielfach nur mit solchen Mordbanden zu tun. Das Bändertum hat als irreguläre Truppe eine lange Vergangenheit. Als hinterhältiges Bändertum mit allen Terrorformen ist es jedoch erst von der kommunistischen Partei systematisch ausgebildet worden, und insofern ist auch das bolschewistische Heckenschützentum etwas grundsätzlich Neues. Einer der bekanntesten „Häuptlinge“ des Bürgerkrieges Tschapajeff, nach dem sogar eine Stadt benannt wurde, ist zum „Partisanenheld“ und zu einem Sowjetvorbild gemacht worden, nachdem er im Kampf gegen die Kosaken den Tod gefunden hatte. In einem Film, der vor wenigen Jahren auch den Diplomaten und ausländischen Pressevertretern in Moskau vorgeführt wurde, sind die Taten Tschapajeffs verherrlicht worden. Besonders bekannt geworden ist auch der 1919 umgekommene Bandenführer Schtschors, der in der Ukraine sein Unwesen getrieben hatte.

Auf diese „Vorbilder“ griff nun Stalin wieder zurück, als er nach den schweren Niederlagen und Vernichtungsschlägen, die der Roten Armee durch die deutsche Wehrmacht und die mit ihr verbündeten Truppen zugefügt wurden, zur Wiedererweckung des Heckenschützentums schritt, in der trügerischen Hoffnung, durch ein organisiertes Bändertum im Stile des Bürgerkrieges die restlose Zerschmetterung des bolschewistischen Systems doch noch verhindern zu können. Wie trügerisch diese Hoffnung ist, ergibt sich daraus, daß die Heckenschützen bisher nicht ein-

einziges Mal fähig waren, sich erfolgreich gegen gut geführte reguläre Truppen durchzusetzen. Für Napoleons Niederlage in Rußland waren andere Ursachen entscheidend als die gewiß außerordentlich unangenehme Beeinträchtigung durch Partisanenabteilungen; ebenso konnten die roten Banden, die sich im Rücken der Franco-Truppen herumtrieben, den Sieg der nationalen Truppen nicht verhindern, konnten die abessinischen Freischärler trotz außerordentlicher Begünstigung durch das Gelände die restlose Besetzung Abessiniens durch Italien nicht vereiteln.

Wesentlich schwieriger war die Vernichtung des Bantentums in der Mandschurei, da die eingesetzten japanischen Truppen zahlenmäßig im Verhältnis zur Größe des Raumes zu gering waren und die ungeheuren Wälder und Sümpfe die Säuberung sehr erschwerten. Dennoch gelang es, die chinesischen Banden in der Mandschurei, die noch im Jahre 1932 auf mehr als 200 000 Mann geschätzt wurden, bis 1939 auf weniger als 10 000 herabzudrücken, die keinerlei Möglichkeit mehr haben, die Ruhe des Landes zu stören. Bedrohlicher hat sich dagegen das ganz anders geartete Freischärlertum im eigentlichen China seit 1938 entwickelt, aber nur deshalb, weil es in den riesigen chinesischen Räumen verhältnismäßig leicht Verbindung mit den regulären Armeen Tschiangkaischeks halten, von dort größtenteils überwacht und versorgt werden kann, und weil es teilweise hier zu einer richtigen Volksbewegung gekommen ist. Nicht zu verwechseln mit der Masse dieser chinesischen Freischärler sind die kommunistischen Banden im Norden, die besonders von der 8. (kommunistischen) Armee gebildet wurden und in ihrem Terror mit den bolschewistischen Banden in den besetzten Gebieten der Sowjetunion zu vergleichen sind. Diese kommunistischen Räuberbanden in Nordchina hatten auch bis in die jüngste Zeit enge Fühlung mit der Sowjetunion aufrechterhalten, in der ihre Anführer teilweise geschützt worden sind.

Voraussetzung für eine stärkere Entwicklung und eine längere Behauptung von Freischärlergruppen sind einige geopolitische Grunderfordernisse: eine verhältnismäßig dünne Besiedlung, Raumweite und — bzw. oder — das Vorhandensein von schwer zugänglichen Schlupfwinkeln, seien es nun Sümpfe, Wälder oder unübersichtliche Gebirge. In den Ländern, in denen Heckenschützen mit einem beachtenswerten Einsatz aufgetreten sind, wie etwa in Spanien, Abessinien, in der Mandschurei und in den russischen Landschaften, sind die obenerwähnten Voraussetzungen gegeben. Es ist selbstverständlich, daß in den dicht besiedelten mitteleuropäischen Räumen schon infolge der Siedlungshäufung und der restlosen Durchorganisierung des Verkehrsnetzes sich Freischärler gegen eine gut geführte militärische Macht höchstens kurzfristig behaupten könnten; Straßen und Eisenbahnen ermöglichen hier die rasche Verschiebung von Kräften, so daß jedes verdächtige Gebiet schnellstens umstellt und gesäubert zu werden vermag. Ganz anders liegen die Verhältnisse in den oben angeführten Ländern. In ihnen weisen weite Landstriche nur Verbindungen auf, die bei Schlechtwetter unpassierbar werden. In ihren großen Räumen verfügen sie nur über mangelhafte oder überhaupt keine Schnellnachrichtennetze, so daß es viele Tage dauern kann, ehe die Meldung von einem Überfall die nächste Behörde, Polizeistation oder Militärdienststelle erreicht, so daß die Bande bis zum Einsatz einer Gegenaktion längst in schwer zugängliche Gegenden ausgewichen ist. In Räumen, in denen 10, 20 und mehr Kilometer zwischen den einzelnen Siedlungen liegen, in denen die wenigen Verbindungsstraßen oft stundenlang durch dichte Wälder führen, ist es natürlich für Heckenschützen ungleich leichter, Überfälle auf Siedlungen und Verkehrsmittel durchzuführen als etwa in Mitteleuropa oder in anderen ähnlich dicht bevölkerten und erschlossenen Ländern.

In der Sowjetunion sind von der Natur aus geradezu ideale Möglichkeiten für die Betätigung von Banden gegeben. Nur wenige feste Straßen durchziehen selbst

die entwickelten Landstriche westlich Moskau; zwischen ihnen aber sind in den Moränenlandschaften, Urstromtälern und auf den Sandern nur Straßen und Wege vorhanden, die bei Regen vollkommen aufgeweicht und nicht selten für motorisierte Fahrzeuge unbenutzbar werden, aber auch den Verkehr für Fußgänger und Pferdefahrzeuge ernstlich behindern. Die ausgedehnten Sümpfe, insbesondere Weißrußlands, bieten tausend Schlupfwinkel für Kundige und ebensoviele Schwierigkeiten für Fremde, die sie durchstreifen und durchsuchen wollen. Noch schwieriger zu säubern als die offenen Sumpflandschaften sind naturgemäß die ausgedehnten Waldsümpfe, in denen zu der schweren Durchdringbarkeit noch die Unübersichtlichkeit kommt.

Wenn man mit dem Flugzeug über diese schier endlosen Landschaften gleitet, erfährt man erst voll die ungeheure Leistung, die vom deutschen Soldaten vollbracht wurde, der diese kaum vorstellbaren Hindernisse überwand, die ein tückischer Feind systematisch ausnutzte. Bald wandert der Schatten des Flugzeuges über das grüne Meer aus Nadelbäumen, Birken, Pappeln und Erlen, in denen nur selten eine Schneise als schmaler Faden das Dickicht unterbricht, noch seltener ein braungelber Lehmweg. Vereinzelt tauchen größere dunkle Sumpflöcher in regellosen Lichtungen auf. Es tanzt der Schatten über Hunderte von Altwässern und Stromarmen an Dnjepr, Sosch oder Beresina, an den Nebenflüssen der Desna oder der oberen Duna, über die weiten Schüsseln der in die Diluviallandschaft eingestreuten Seen. Tief geht die Maschine herunter, fast berührt sie die Wipfel der schweigenden Wälder, die völlig ohne Leben zu sein scheinen. Doch das Auge erhascht winzige Pfade, die labyrinthisch sich durch Wald und Sumpf schlängeln, helle Sandhügel inmitten dieser trügerischen Urlandschaft, erblickt feste Blockhütten auf diesen trockenen Inseln, die Zufluchtsorte jener, die auf den wenigen Straßen ihre heimtückischen Überfälle ausführen und sich dann in die Tiefe der Wildnis zurückziehen. Das Eindringen in sie ist für den deutschen Soldaten, der die Pfade nicht kennt, mit unsäglichem Beschwerden und steter Gefahr verbunden; und dennoch stößt er in sie vor, um auch die letzten Nester dieser Wald- und Sumpfräuber auszuräuchern. Zwischen Wald und Sumpf liegen die elenden grauen Dörfer mit ihren moosbewachsenen Strohdächern und ihren ausgedehnten Kollektivfeldern, auf denen der Bolschewismus ein stumpfes willenloses Landproletariat zu züchten versuchte. Die elenden Wege, die als Verbindung der gelegentlich dichter gedrängten, meist aber weit voneinander abliegenden Siedlungen dienen, sind wahre Marterpfade für die Kraftfahrzeuge und Krafräder, die sie benutzen müssen. Die einfachen Holzbrücken, die über Wassergräben, versumpfte Flüsse und Bäche gelegt sind, können unmöglich alle bewacht werden, denn oft liegen sie weitab von jeder menschlichen Behausung. Nichts ist leichter, als diese Brücken anzusägen oder abzubrennen; und es fällt auch nicht schwer, die wenigen Fernsprech- und Stromleitungen, die über Land führen, an dieser oder jener Stelle zu zerstören, viele Kilometer entfernt vom nächsten Dorf. Die Stunden der Dämmerung sind lang genug, um auch an den größeren Straßen, da, wo sie durch die ausgedehnten Wälder führen, Fichten oder Kiefern zu fällen, sie als Baumfallen über den Weg zu werfen, um auf diese Weise eine günstige Gelegenheit für einen heimtückischen Anschlag aus dem Hinterhalt zu schaffen.

Es ist ein aufwühlendes Erlebnis, vom Flugzeug aus zu sehen, wie selbst diese urchimliche Landschaft vom Krieg gezeichnet worden ist. An den Straßen und Wegen, an den Rändern der Siedlungen ziehen sich breite Panzergräben entlang, die als gelbe Risse die Erde zerreißen; Tausende von Schützenlöchern sind gleich offenen Gräbern in den grünen Leib der Natur gesenkt, einsame weißschimmernde Birkenkreuze mit grauen Stahlhelmen sind als heroische Zeichen in die Urlandschaft gerammt, Panzer bis zur Kuppel im Sumpf versunken. Dunkles Wasser steht in den verlassenen Geschützstellungen, Kadaver und Pferdegerippe sind die sichtbar gebliebenen Spuren des Todes, der den Kampfeslärm begleitet hat! Der deutsche Soldat, der hier in schwerem Kampf gesiegt hat, muß noch einmal eindringen in diese Wälder, in denen kaum einmal Wild den Pfad kreuzt, in denen selten ein Singvogel flötet, er muß in sie erneut eindringen, um den gesetzlosen Banden nachzuspüren, um die vom geschlagenen Feind zurückgelassenen Waffen zu bergen, damit sie nicht in der Hand der Heckenschützen zu Mordwerkzeugen werden, die da, wo der offene Kampf für den Rot-

armisten verderblich wurde, nun aus dem Hinterhalt sich gegen den Sieger des Schlachtfeldes wenden. Wehe den Dörfern, die in der Nähe dieser Wälder und Sümpfe liegen! Sie werden zum Schauplatz von Raub und Erpressung seitens der rechtlosen Horden, die sich aus ihnen ernähren und die friedliebende Landbevölkerung terrorisieren, bis der deutsche Soldat sie auch von dieser bolschewistischen Geißel befreit. Die Tatsachen zeigen: die Bevölkerung beteiligt sich durchweg nicht nur nicht an einer Vernichtung ihrer Lebensgrundlagen, sondern versucht, wo es irgendwie möglich ist, sie zu verhindern.

Nicht Kampf im soldatischen Sinne, sondern Mord und Vernichtung, nicht innere Zucht, sondern brutale Mordandrohung gegen die eigenen Leute sind die Triebkräfte des Heckenschützenturns. Typisch bolschewistisch-jüdisch ist dabei die Verquickung von Brutalität mit Anspielungen auf Heimat, Vaterlandsliebe, persönlichen Einsatz. Dabei ist kaum verständlich, wie die bolschewistischen Machthaber beispielsweise durch Hinweis auf den „glücklichen und reichen“ Kolchos Eindruck bei den Landleuten hervorrufen wollen, denn die Masse der Kolchosarbeiter — von Bauern konnte nicht mehr gesprochen werden — hat das Elend des Dorfes auf das härteste am eigenen Leibe zu spüren bekommen. Welchen Landleuten wäre nicht bei der täglichen Arbeit das Mißverhältnis zwischen Sowjetparole und Wirklichkeit aufgefallen! Jeder sah selbst, daß zu wenig landwirtschaftliche Geräte und mangelhafte Maschinen vorhanden waren, daß der Ablieferungszwang oft vor dem Saatgut nicht halt machte, daß für das abgelieferte Getreide völlig unzureichende Preise gezahlt wurden, die Gebrauchswaren nicht nur selten erhältlich, sondern auch fast unerschwinglich blieben. Wo sind in den Dörfern die Küchengegenstände, wo sind Wäsche und häusliche Vorräte geblieben, wie wir sie in jedem deutschen Bauernhause finden? Und wenn die Bolschewisten etwa entgegen sollten, sie seien fortgeschafft, so kann man nur sagen: wo sind selbst halbwegs anständige Betten, Tische Stühle, Truhen zu finden? Und warum laufen die Landleute zerlumpt herum? Dürfen sie ihre Kleider nicht flicken, ihre Strümpfe nicht stopfen? Man hätte es ihnen wohl erlaubt, selbst in der Sowjetunion; aber es fehlte an Nadeln, Wolle und Garn ebenso wie an Geld. Und warum sind Vieh und Ställe so schlecht gepflegt, Wege und Straßen so verwahrlost, abgesehen von den wenigen großen Durchgangsstraßen? Weil überall jede eigene Initiative getötet worden war! Und dennoch erwartet man, daß diese gröblich mißbrauchten Millionen die „geliebte Sowjetheimat“ verteidigen, ihr Leben einsetzen sollen, damit ihre Ausbeuter vielleicht wiederkommen! Heute beginnen bei den Massen die letzten Schleier vor dem bolschewistischen Trug zu fallen. Denn alle Opfer und Entbehrungen der letzten Jahrzehnte waren unter der Devise auferlegt worden, daß es den Arbeitern und Bauern in den anderen Ländern noch viel schlechter gehe und daß die Rüstung, die alle Mittel und Opfer erfordere, der größten und revolutionärsten Armee der Welt so viel Waffen gebe, daß sie unbesiegbar sei! Wie ist es gekommen? Alle bolschewistischen Lügenkünste können die deutschen Armeen aus den riesigen besetzten Gebieten nicht hinwegzaubern. Soll jetzt noch ein Bauer oder Städter glauben, daß er mit Mistgabeln und Benzinflaschen deutsche Panzer vernichten könne, wie dies die abgeworfenen bebilderten Sowjetflugblätter vorspiegeln? Soll, da es den Massen der bolschewistischen Riesentanks nicht möglich gewesen ist, die deutschen Panzer aufzuhalten, jetzt auf einmal ein Heckenschütze dazu in der Lage sein? Die gesamte bolschewistische Heckenschützenpropaganda ist bei aller Raffiniertheit im einzelnen psychologisch so schlecht, daß es nicht wundert, wie gering ihre Wirkung ist. Jede Propaganda muß auf einer gesunden Grundlage aufbauen, wenn sie Erfolg haben will. Niemand aber wird behaupten, daß die bolschewistischen Gewaltmethoden seit 1917 eine solche Grundlage abgeben.

Lüge nach innen und Lüge nach außen ist der Kern des ganzen Systems. Wie die protzigen Fahnen, die den Kolchosen verliehen werden, ein Hohn sind auf die gesamte Praxis der Kollektivwirtschaft und das ländliche Elend, so ist der Anruf der vaterländischen Gesinnung aus dem Munde Stalins und seiner Trabanten ein Hohn angesichts der Tatsache, daß der internationale Bolschewismus überhaupt kein Vaterland kennt und kennen will. Lüge ist es auch, zu behaupten, wie es im Heckenschützenlied geschieht, daß die Veteranen aus dem Weltkriege bereit und begierig seien, in der Roten Armee gegen Deutschland zu kämpfen wie einst vor einem Vierteljahrhundert; die ältere Generation hat zwar nicht die Schattenseiten des zaristischen Regimes vergessen, aber sie weiß wohl zu unterscheiden zwischen den damaligen Zuständen, die immerhin noch erträglich waren, und dem grauenhaften Elend im Zwangsstaate Stalins. Man stößt in den besetzten Gebieten häufig auf Vertreter der älteren, aber auch der

jüngeren Generationen, die offen zugeben, daß sie rechtzeitig in die Wälder geflohen sind, als die Gefahr bestand, eingezogen oder fortgeschleppt zu werden. Auf diese Weise findet man in den Dörfern und nahe an Wäldern gelegenen Städten oft mehr Männer, als man zunächst erwarten sollte, darunter sehr viele, die derart erbittert gegen den bolschewistischen Terror sind, daß sie begehren, mit der Waffe in der Hand gegen die Rote Armee kämpfen zu dürfen.

Die völlige Verkommenheit des Systems prägt sich auch darin aus, daß bewußt die menschliche Gesinnung des deutschen Soldaten gegenüber der Zivilbevölkerung, gegenüber den Alten, Frauen und Kindern ausgenutzt werden soll, indem aufgefordert wird, gerade diese Volksschichten für Späherdienste auszunutzen. Ältere Leute haben sich selten für derartige Spionage hergegeben; verhetzte Halbwüchsige und jüngere unter bolschewistischem Einfluß aufgewachsene Frauen haben sich dagegen gelegentlich bereitgefunden, als Kundschafter für die Partisanen tätig zu sein. So wurde u. a. auch eine Frau aufgegriffen, die sich als harmlose Kolchosarbeiterin ausgeben, aber verdächtig oft außerhalb des Dorfes aufgehalten hatte. Bei ihr wurde nun ein Brief gefunden, dessen sie sich noch nicht hatte entledigen können und in dem sie an einen Partisanenführer schrieb, es sei doch gut, daß sie von ihm ein Kind erwartete, denn nun sei sie in den Augen der Deutschen auf jeden Fall unverdächtig und unantastbar.

Auffallend, aber nicht überraschend ist bei der gesamten Heckschützenpropaganda der niedrige Ton, der durchaus der Gesinnung entspricht. Der Feind wird nur als blutgeriges Ungeheuer, als Ausbeuter, Frauenschänder und Sklavenhalter gesehen, er wird so abschreckend geschildert, daß neben ihm selbst die Schandtaten des NKWD. (Kommissariat für die inneren Angelegenheiten, früher GPU.) zu verblassen scheinen. Die Flugzettel, die abgeworfen und verteilt werden, zeigen den Führer und die deutschen Soldaten als Henker und Mörder, zeigen ein Meer von Blut, in dem die deutschen Stiefel waten, sie zeigen den deutschen Soldaten als Hühnerdieb und Rohling, als Fratze in Menschengestalt.

Um die ganze Erbärmlichkeit und Lügenhaftigkeit der bolschewistischen Heckschützenpropaganda zu kennzeichnen, sei ein Aufruf der nach der deutschen Besetzung wieder in Arbeit und Brot gekommenen Arbeiter von Orscha hier wiedergegeben: der spontan mit der Bitte verfaßt wurde, ihn verbreiten zu dürfen. Die Stadt Orscha war im Auftrage der bolschewistischen Kommissare von gewissenlosen und unreifen Elementen nach dem Abzug der Roten Armee in Brand gesteckt und zu einem Großteil zerstört worden. In dem Aufruf hieß es:

Die deutsche Wehrmacht hat bei ihrem Vormarsch Städte und Dörfer verschont, das Eigentum der friedlichen Bevölkerung nicht angetastet und ausschließlich strategische Ziele mit Bomben belegt und unter Feuer genommen.

Die Bolschewiken dagegen haben beim Rückzuge vor dem unaufhaltsamen Vordringen der deutschen Waffen ihr wahres tierisches Antlitz gezeigt. In machtloser Wut, mit wilder und sinnloser Grausamkeit wurden von den fliehenden Bolschewiken Städte und Dörfer gebrandschatzt, Riesenwerte vernichtet und Hunderttausende friedlicher Bürger obdachlos gemacht. Ungezählte kamen bei den Bränden um, vorwiegend Kranke und Greise, Frauen und Kinder. Nahrungsmittelvorräte für die Bevölkerung wurden nicht verschont, ebenso wenig das letzte karge Eigentum der verelendeten, zum Bettel verarmten Bürger des „weisen“ Sowjetregimes. So verfuhrten die Roten in den Städten Minsk, Borissow, Orscha, Smolensk und vielen anderen. Auch auf dem Lande wendeten sie die gleichen Methoden an. Das Vieh wurde fortgetrieben, das Korn auf dem Halm verbrannt. Zurück blieben unsere Frauen, Kinder und Eltern, von den Bolschewiken obdachlos gemacht und dem Hunger, den Seuchen und dem Erfrieren preisgegeben.

So verfuhrten die Bolschewiken mit Millionen des arbeitenden Volkes, die zurückblieben. Mit diesen Heldentaten haben sie der Welt den Patriotismus des russischen Volkes zeigen wollen. In Wirklichkeit aber zeigte sich nur ihre niedrige, feige Natur. Nicht die Deutschen erschienen als Greueltäter, sondern als die wahren Greueltäter erwiesen sich die „Freunde des Volkes“ — die Bolschewiken. Dagegen sind nun unsere Feinde, die Deutschen, zu unseren Beschützern und Freunden geworden, sie haben uns von den Bedrückungen der Partei Stalins befreit.

Die Deutschen stellen Elektrizitätswerke und Wasserleitungen her, sie schaffen öffent-

liche Verpflegungsstellen, Kinderhorte, Ambulanzen, sie verschaffen uns Arbeitsmöglichkeiten, sie helfen uns, die zerstörten Städte wiederherzustellen. Die Bevölkerung erhält wieder Brot und andere Nahrungsmittel. Ein normales, friedliches Leben hält seinen Einzug.

Die Deutschen verhalten sich freundlich und human zu uns und zu den kriegsgefangenen Russen, sie lassen den russischen Verwundeten eine sorgfältige Pflege zuteil werden, sie haben in ihrer offenen, biederer Art die Herzen der Bevölkerung erobert. So können wir nun die Großmut und Kultur unserer „Feinde“ mit der Partei Stalins vergleichen, die ihre Hochherzigkeit in alle Welt hinausposaunte.

Unter der Maske der Befreier der unterdrückten Völker hat die kommunistische Partei 23 Jahre lang die Volkstämme Rußlands tyrannisiert und terrorisiert...

Brüder, die deutsche Wehrmacht streckt Euch ihre Hand freundschaftlich entgegen und bietet Euch Hilfe und Schutz. Sie will Euch vom verhaßten Joch der Bolschewiken erlösen.

Die deutsche Wehrmacht ist hervorragend ausgestattet und organisiert, ihre Technik ist auf der Höhe, ihr Geist ist stark. Begreift doch, daß Ihr beim Rückzug noch mehr Verluste und Opfer gegenüber diesem Feind tragen müßt. Die wahnsinnige Taktik der Kommunistenführer in diesem Kriege wird Euch vernichten, sie wird unser ganzes Land in eine Trümmervüste verwandeln.

Genug der unnötigen Opfer! Stalin hat unser Land zu einem Gefängnis gemacht. Ihr braucht nicht ein Gefängnis und seine Wärter zu verteidigen. Begreift es — Deutschland kämpft nicht gegen das russische Volk, sondern gegen die Herrschaft Stalins. Fort mit der Herrschaft Stalins; legt Eure Waffen nieder und beendet den verlustreichen Kampf! Eure Frauen und Kinder warten auf Euch. Das befreite Land erwartet Euch zur friedlichen Arbeit ohne Bolschewiken und Kommunisten.

Die Arbeiter von Orscha strafen in diesem Aufruf die Hetzpropaganda der bolschewistischen Machthaber Lügen. Kein Wunder; die deutsche Propaganda begann inzwischen mit der Tat. Schon erhalten die fleißigen Bauern als Lohn für die gute Ernteeinbringung und Herbstbestellung der Felder steuerfrei ein angemessenes Stück Land, schon ist das Vieh gerecht zugeteilt, sind feste Preise geregelt worden. In den wenigen Wochen und Monaten hat die Bevölkerung mit eigenen Augen in den besetzten Gebieten sehen können, was deutsche Ordnung vermag und welche Richtung sie hier einzuschlagen gedenkt. Die Bevölkerung hat Gelegenheit genug, selbst zu urteilen, wie die „faschistischen Schweinehunde“ sich benehmen, ob sie ausgehungert, zerlumpt und roh oder ob sie diszipliniert und aufs beste organisiert sind. Wie oft marschieren die beiden Welten nebeneinander, in entgegengesetzter Richtung: Deutsche Soldaten zur Front, sowjetische Gefangene in ihre Lager. Wo derart drastische Vergleichsmöglichkeiten gegeben sind, da ist für Lügenpropaganda kein Platz.

Da die bolschewistischen Machthaber recht gut wußten, daß mit einem Volkskrieg hinter der deutschen Front nicht zu rechnen sei, so sehr auch die Propaganda im Sinne der Erweckung einer solchen Volksbewegung geführt wird, wurden schon wenige Tage nach den ersten vernichtenden Niederlagen Heckenschützenschulen ins Leben gerufen. Vernichtungskommandos für die Zerstörung der dem Feind evtl. zu überlassenden Städte waren schon längst vorbereitet, obgleich man den Krieg in Feindesland zu führen hoffte. In den verschiedenen Heckenschützenschulen wurden ausgewählte Leute, über deren Verlässlichkeit man keine Zweifel hat, in ein- bis mehrwöchigen Kursen geschult. Die Schulung ist verhältnismäßig flüchtig; sie erstreckt sich auf einen kurzen Unterricht im Hinblick auf die „patriotische“ Aufgabe der Heckenschützen, auf die Einprägung der besonderen Kampfmethoden und vor allem auf die Unterweisung im Gebrauch von Sprengmitteln sowie auf den Fallschirmabsprung. Bevorzugt werden junge Männer mit technischen Kenntnissen;

aber auch Frauen sind zugelassen und werden für besondere Aufgaben herangezogen. Die derart ausgebildeten Heckenschützen werden mit Geld, Karten, Waffen und einer eisernen Lebensmittellration ausgerüstet und sodann in der Dämmerung aus dem Flugzeug durch Fallschirme abgesetzt; teilweise versucht man auch, sie durch die feindlichen Linien zu schmuggeln. Viele der durch Fallschirm abgesetzten Heckenschützen fanden sich in den ihnen völlig fremden Gegenden nicht zurecht; sie besaßen keine Karten oder sie konnten sie nicht richtig lesen und irrten infolgedessen hilflos umher, bis sie erschöpft einer deutschen Streife in die Hände fielen. Mit dem Vorrücken der deutschen Armee und der Desorganisation aller sowjetischen Dienststellen wurden bald auch Leute in die Heckenschützenschulen gedrängt und zum Abspringen gezwungen, die alles andere als Lust hatten, für Stalin ihre Haut zu Markte zu tragen und die sich sobald als möglich beim nächsten deutschen Truppenteil meldeten. Die rücksichtslose Handhabung des ganzen Systems und die flüchtige Ausbildung bringen es mit sich, daß sich beim Absprung viele Unglücksfälle ereignen und daß mitunter die Abgesprungenen elend zugrunde gehen, da niemand in der Nähe ist, der ihnen helfen könnte. Oft auch gehen die abgeworfenen Waffen und Lebensmittel dadurch verloren, daß sie in einen der vielen Sümpfe fallen und nicht geborgen werden können. Gelegentlich abgesetzte Flintenweiber sind insbesondere für den Spähdienst vorgesehen.

Die von den Bolschewiken eingesetzten Heckenschützen sollen naturgemäß nur Kerne und Kristallisationspunkte für die Bildung von zahlreichen Banden im vom Feinde eingenommenen Raum sein; das gilt auch für einzelne, kleinere sowjetische Truppenteile und Offiziere, die absichtlich beim Rückzug zurückgelassen werden, um Terrorgruppen zu bilden. Darüber hinaus werden auch versprengte Offiziere zu Bandenführern, weil sie der festen Ansicht sind, daß alle Offiziere der Roten Armee in der deutschen Gefangenschaft erschossen würden; sie sammeln deshalb versprengte Rotarmisten um sich und führen auf eigene Faust Heckenschützenkrieg. Von den Bandenführern wird ferner versucht, auch die aus irgendeinem Grunde zurückgebliebenen Zivilisten in den Dörfern, soweit es sich um waffenfähige Männer handelt, für ihre Zwecke zu ködern oder aber sie in die Banden zu zwingen. Wenn auch die meisten bolschewistischen Kolchosvorsitzenden bzw. Dorfsowjets in den von deutschen Armeen besetzten Gebieten geflüchtet sind, so haben sich doch manche in anderen Orten niedergelassen und durch irgendeinen Schwindel in die Arbeit eingeschaltet; diese Elemente werden dann die Träger der Flüsterpropaganda und die aktiven Helfer der Heckenschützen. Wenn solche Leute jedoch in ihrem Heimatort angetroffen werden, dann sind sie es immer die eigenen Dorfgenossen, von denen sie aus Rache für ihren früher ausgeübten Terror bei den deutschen Truppen gemeldet werden. Die Hauptunterstützung erhalten — insbesondere in dem stark verjudeten Weißruthenien, dessen Städte ein Viertel bis drei Viertel jüdisch waren — die Heckenschützen durch die Juden. Wenn sie sich auch aus Feigheit an den heimtückischen Überfällen der Heckenschützen selten selbst beteiligen, so sind sie es doch, die als Spione, durch Vermittlung von Lebensmitteln und vor allem durch die Flüsterpropaganda den Heckenschützen in die Hand arbeiten. Man kann ganz allgemein sagen: dort, wo Juden sind, ist die Bevölkerung der Verhetzung ausgesetzt, sind günstige Vorbedingungen für Heckenschützertätigkeit vorhanden. Es versteht sich von selbst, daß von uns die notwendigen Maßnahmen ergriffen wurden, um diese jüdisch-kommunistische Wühlarbeit auszuschalten. Eine der häufigst angewendeten jüdisch-bolschewistischen Mittel geistigen Terrors ist die Ausstreuung von Gerüchten über angebliche deutsche Niederlagen und eine baldige Rückkehr der Roten Armee in die betreffenden Ortschaften und Gegenden. Durch diese Gerüchte will man die Zivilbevölkerung verängstigen, sie davon abhalten, mit deutschen Dienststellen zusammenzuarbeiten, und ihnen Angst vor der bolschewistischen Rache erwecken. Der Bevölkerung wird gedroht, daß sie es schwer büßen werde, wenn sie die Heckenschützen nicht mit Lebensmitteln versorge. Die Dorfbevölkerung leidet in den von Heckenschützen heimgesuchten Gegenden unter diesen Banditen, die mit roher Gewalt das Vieh aus den Ställen und die warmen Kleider

stehlen und von einem Mord an ihren eigenen Landsleuten nicht zurückschrecken. Deshalb unterrichtet die Landbevölkerung, wo immer es nur möglich ist, die deutschen Wehrmachtsdienststellen über Auftreten und Verbleib von Heckenschützen.

Von deutscher Seite aus sind Gegenmaßnahmen gegen das Heckenschützenunwesen rechtzeitig ergriffen worden. Das Nachrichtennetz der Banden wird systematisch unterbunden, alle Elemente, die kommunistisch verseucht, alle Ortsfremden, die nicht vertrauenswürdig sind, werden überwacht oder durch geeignete Mittel unschädlich gemacht. Ganz besonders notwendig ist die Überwachung der Herumziehenden bzw. die Unterbindung des nicht unbedingt notwendigen Wanderns. Frauen, die harmlos nach Pilzen zu suchen scheinen, Männer, die angeblich nur in den Wald gehen, um Holz zum Wiederaufbau ihrer Hütten zu schlagen, Bauernfahrzeuge, die anscheinend nur mit ländlichen Erzeugnissen zum Markt fahren, alle diese Möglichkeiten werden von den Heckenschützen für Spähdienste auszunutzen versucht, so daß strengste Wachsamkeit erforderlich ist.

Die ganzen reichen Möglichkeiten moderner Kriegführung werden zielbewußt gegen die Heckenschützen eingesetzt. Durch Gewinnung der vom bolschewistischen Terror befreiten Bevölkerung und Zusammenarbeit mit ihr werden dem Heckenkrieg die Grundlagen entzogen.

An die Schlachten unmittelbar an der Front und insbesondere an die gewaltigen Vernichtungsschlachten in den Riesenkesseln knüpft sich einmaliger Ruhm. Der Soldat jedoch, der in den Heeresgebieten im Operationsbereich unmittelbar hinter der Front zu Sicherungsaufgaben eingesetzt ist, hat einen weniger blutigen, aber dafür einen um so entsagungsvolleren Einsatz. Teilweise handelt es sich bei den Divisionen, die zur Sicherung eingesetzt sind, um solche, die selbst an schweren Frontkämpfen teilgenommen haben; vielfach sind es aber auch Landesschützenregimenter, die eigens für die Sicherung und Säuberung in den besetzten Gebieten angesetzt werden. Im letzteren Falle handelt es sich dann um reife Männer, um Familienväter, die vielleicht schon selbst Söhne beim an der Front eingesetzten Arbeitsdienst haben, um Menschen, die im Laufe der Jahre schon ein wenig behäbiger geworden sind. Es ist erstaunlich, wie bald auch diese Angehörigen einer mittleren Generation alte Schlacken von sich werfen und mit Begeisterung, Hartnäckigkeit und Mut ihre Aufträge durchführen. Der Kampf ist so ganz anders als an der Front; der Feind ist stets unsichtbar bis zum letzten Augenblick, er kann überall, im Rücken und in den Flanken auftauchen, er kann als scheinbar harmlose Arbeiter- oder Bauerngruppe auftreten, kann hinter der nächsten Wegbiegung auf der Lauer liegen. Man weiß, daß er jeden offenen Kampf meidet, solange es nur irgend geht, daß er nach einem feigen Feuerüberfall aus dem Hinterhalt sofort sich schickt, das Weite zu suchen. Dabei gilt es, seine Nerven zu bewahren, keineswegs das Gefühl aufkommen zu lassen, als sei man ununterbrochen bedroht; wenn auch theoretisch überall eine Räuberbande lauern kann, — die Praxis zeigt, daß die von Heckenschützen heimgesuchten Gebiete nur kleine Inseln in der riesigen Weite des besetzten Raumes sind. Gerade weil diese Banden in abgelegenen Gegenden Unruhe zu stiften versuchen, müssen oft lange, beschwerliche Märsche durch trügerische Sümpfe und durch das Dickicht verwilderten Waldes unternommen werden, sind die eingesetzten Truppenteile viele Tage lang von ihrem gewohnten Quartier, von den Verpflegungsstellen und von den größeren Einheiten entfernt, ganz auf

sich selbst angewiesen. Das Bewußtsein jedoch, eine wesentliche Aufgabe zu erfüllen, den Nachschub zu sichern, der Front den Rücken frei zu halten, den letzten bolschewistischen Spuk von der gequälten und mißhandelten Erde zu verjagen, dieses Bewußtsein gibt den jungen und älteren Soldaten, die gegen die Heckenschützen eingesetzt sind, die Kraft, unbeobachtet vom großen Geschehen des Krieges, ihre Aufgabe zu erfüllen. Der Lohn liegt in der Gewißheit, auch an einer wichtigen Stelle in diesem Kampfe um Leben und Tod und um die Bewahrung der europäischen Kultur zu stehen; mit Stolz aber tragen die Männer das Eisernes Kreuz oder das Kriegsverdienstkreuz mit Schwertern, Auszeichnungen, die ihnen für besondere Bewährung im Kampf gegen die Heckenschützen verliehen werden.

Selbstverständlich muß der Kampf gegen das Heckenschützentum nicht nur mit den Waffen, sondern vor allem auch geistig geführt werden. Die Propagandakompanien, insbesondere aber die Propagandaabteilungen sehen in dieser Aufgabe einen wichtigen Sektor ihrer Arbeit. Der durch Rundfunk, Flugblatt und Flüsterpropaganda unternommene Versuch der bolschewistischen Machthaber, einen „Volkskrieg“ hinter der deutschen Front zu entfesseln, der Versuch, die Heckenschützen in den Augen der Bevölkerung der besetzten Gebiete mit einer Gloriole zu umgeben, sie als Kämpfer für Freiheit und Heimat hinstellen, muß überall im Keime erstickt werden. Gefährlich könnte der Bandenkrieg nur werden, wenn er in breiten Volksschichten Wurzel zu fassen vermöchte; wenn auch die vom Bolschewismus betrogenen Massen des Volkes, insbesondere die Landbevölkerung, von sich aus gegen diese Banden eingestellt sind, so gibt es doch einzelne ungefestigte Menschen, die dem Druck der Heckenschützen erliegen würden, wenn sie nicht rechtzeitig Aufklärung erhalten. Es ist deshalb notwendig, in geeigneter Form das vermeintliche Heldentum des Kampfes aus dem Hinterhalt zu zerpfücken, das Verbrecherische der Handlungsweise herauszustreichen. Denn, wer nicht als Soldat, sondern als Zivilist verkleidet, vielfach mit besonders bestialischen Waffen, aus dem Hinterhalt Überfälle auf deutsche Soldaten hinter der Front verübt, der ist nicht ein Held, sondern ein Mörder! Und desgleichen muß der Bevölkerung eingeprägt werden, daß solche Banden niemals das Kriegsgeschehen maßgeblich beeinflussen können, daß sie auch nicht imstande sind, die Zerschlagung der Reste der Roten Armee und des bolschewistischen Terrors zu verhindern oder auch nur zu verzögern. Die Bevölkerung muß sich darüber klarwerden, daß jeder Überfall und jeder Sabotageakt für sie neues Leid bringt, da er den Wiederaufbau des von den Bolschewiken verwüsteten Landes verzögert; sie muß auch wissen, daß Lebensmittelvorräte, die von Heckenschützen vernichtet werden, nicht dem deutschen Soldaten fehlen werden, der seinen Nachschub aus der Heimat erhält, sondern daß solche gemeinen Handlungen nur Not und Hunger für sie selbst bedeuten. Sie muß sich darüber klar sein, daß Banditen — mögen sie sich „Partisanen“ oder „Volkskhelden“ nennen —, die in den Dörfern von den Bauern mit vorgehaltener Waffe Lebensmittel erpressen, Verbrecher sind, nichts weiter. Denn zu einer vaterländischen Handlung gehören Zucht, Ordnung und soldatische Ehre; diese Grundbegriffe unterscheiden sich aber von den Gewalttaten und der inneren Roheit und geistig-sittlichen Heimatlosigkeit der Heckenschützen wie Feuer und Wasser. Der Zivilbevölkerung der besetzten Gebiete, die 24 Jahre seelisch-geistig und materiell in Fesseln gehalten wurde, die über das nationalsozialistische Deutschland nur die tollsten Lügen zu hören bekam, — ihr müssen durch Wort und Bild das Deutschland des wahren Sozialismus, müssen Sinn und Ziel des deutschen und heute schon europäischen Kampfes gegen den Bolschewismus deutlich gemacht werden.

Die Taten und die Haltung des deutschen Soldaten, die Aufklärung der Bevölkerung und die bereits begonnenen Wiederaufbaumaßnahmen, daneben auch die winterliche Härte wirken zusammen, um dem Hinterhaltkampf jegliche Grundlagen für eine Behauptung oder gar Ausbreitung zu nehmen. Jeder neue Raum, den deutsche Soldaten vom Bolschewismus befreit haben, geht in kurzer Zeit seiner völligen Befriedung entgegen. Die Legende vom „Volkskrieg der Heckenschützen“, die Stalin verbreiten möchte, ist sein letzter und wirkungslosester Betrug.



Die britische Islampolitik. II

Die jungtürkische Bewegung reicht bis in die sechziger Jahre zurück und begleitete die Entwicklung der Türkei vom Pascha-Feudalismus zum Rechts- und Verfassungsstaat europäischer Nachahmung wie auch die Zeit der Reaktion unter Abdul Hamid nach 1876. Sie verkörperte die liberale und nationalistische Idee, die mit Zeitungen, Schulen, zeitweiser Verfassung und dem Anlauf zu weltlichen Gerichten ihren Einzug hielt. Abdul Hamid suchte ihr mit der Förderung des Panislamismus und einer seit Jahrhunderten nicht mehr gekannten Herausstellung der Kalifenwürde entgegenzuwirken. Die jungtürkische, weltlich-liberale Bewegung lehnte den Panislamismus von vornherein ab. Sie wollte Religion durch Nationalismus ersetzen. Dabei geriet sie in den unlöslichen Widerspruch zwischen ihren ursprünglich nationalistischen Grundsätzen und der Notwendigkeit der Erhaltung eines Reiches von vielen Völkern und Rassen. Auf dem Kongreß zu Paris 1907, der der Revolution voranging, einigten sich Vertreter verschiedener Reichsteile, darunter Araber und Armenier, auf das Programm: Einheit des Reiches, Sturz Abdul Hamids, demokratische Verfassung, Gleichberechtigung der Rassen und Bekenntnisse. Wie diese Einheit ohne das religiöse Band des Islams und zugleich ohne eine Diktatur des türkischen über die anderen Elemente zu erreichen war, blieb eine offene Frage. Die gemeinsame Furcht vor den beiden Großmächten, die sich im englisch-russischen Vertrag auf dem Rücken zweier Orientvölker geeinigt und nun in Reval die Losreißung Mazedoniens vom Türkenreich beschlossen hatten, führte die Angehörigen der verschiedenen Reichsteile für den Augenblick zu enger Einigkeit zusammen. England sah aber voraus, daß sich in den arabischen Teilen des Reiches bald starker Widerstand gegen den neuen Kurs von Konstantinopel erheben werde und begünstigte das Jungtürkentum vor allem aus diesem Grunde.

Der türkisch-arabische Gegensatz ist so alt wie der Wechsel vom abassidischen zum osmanischen Kalifat, der im Jahre 1517 nach der Eroberung Kairo durch die osmanischen Türken vollzogen wurde. Der Araber ist stolz auf seine alte Kultur, hält den Türken für einen Barbaren und bestreitet ihm das Recht auf das Kalifat, auf das stets nur ein Koreischit (Sproß des Stammes des Propheten) Anspruch habe. Seitdem England nach der Besetzung Ägyptens die Zerstörung der Türkei betrieb, unterstützte und förderte es alle arabischen Bewegungen religiösen oder nationalen Ursprungs in Syrien, Mesopotamien und auf der arabischen Halbinsel, die sich gegen die Türkei richteten.

Die arabischen Bewegungen Syriens und Mesopotamiens waren meist wirtschaftlicher und politischer Natur und gingen auf die nicht zu leugnende Mißwirtschaft der türkischen Verwaltung Abdul Hamids in diesen Gebieten zurück. In Arabien bestand die türkische Herrschaft jedoch nur dem Namen nach. Dem Fürsten, Scheich oder Emir in Schammar, Nedschd, Jemen, Assir und Mekka zahlte Abdul Hamid Subsidien, mit denen er sich die Anerkennung seiner Scheinherrschaft über das Ursprungsland und die heiligen Städte des Islam erkaufte. Sie waren sein

Tribut an die von ihm so hoch gehaltene Kalifatsidee. Blieben die Hilfgelder aus, so revoltierten die Scheichs, wobei England ihnen Waffen und Munition lieferte. Der englische Plan war, im Gefolge einer inszenierten Volksbewegung die Kalifenwürde an den Khediven von Ägypten oder an einen von England kontrollierten Araberfürsten zu bringen, um damit den Sultan der religiösen Autorität zu entkleiden, die er in der islamischen Welt und namentlich bei den Mohammedanern Indiens immer noch hatte.

Die jungtürkische Revolution begann 1908 von Mazedonien aus und setzte sich in der Türkei nach Überwindung einer Gegenrevolution durch. Abdul Hamid wurde abgesetzt. Die jungtürkische Herrschaft, in der Theorie verfassungsmäßig und demokratisch, begann mit strengem Zentralismus, gegen den sich sogleich Aufstandsbewegungen in Kurdistan und vor allem in Arabien zur Wehr setzten. In Syrien und Palästina stellte sich den Jungtürken der jungarabische Gedanke entgegen. Jemen und Assir erhoben sich, weil unter dem neuen Regime die Subsidien des Sultans wegfielen. Es war der Anfang jener teils islamisch-religiösen, teils nationalen, teils hauptlings-partikularistischen arabischen Auflehnung gegen Konstantinopel, die England dann im Kriege 1914—1918 so erfolgreich auszunutzen verstand. Der Widerspruch aber zwischen osmanischer Reichseinheit und türkischem Nationalismus konnte erst verschwinden, als die Türkei zehn Jahre später ihre außeranatolischen Reichsteile verlor.

Deutschland stand das jungtürkische Regime zunächst nicht nur deshalb wenig freundlich gegenüber, weil es mit der Sympathie und Unterstützung der Westmächte und mit deren liberal-konstitutionellen Losungen emporgekommen war. Als Verbündeter Österreich-Ungarns war das Reich durch die österreichische Annexion Bosniens und der Herzegowina mitbelastet und mußte zusehen, wie der türkische Boykott österreichischer Waren zum Teil auf den deutschen Handel ausgedehnt wurde. Aber bald sahen auch die Jungtürken die größere Gefahr für ihren Staat auf der englisch-russischen Seite und entschieden sich für Anlehnung an Deutschland. Auch der Feldzug Italiens, des anderen deutschen Bundesgenossen, in Tripolis änderte diesen Kurs nicht mehr, zumal andererseits das Vordringen Frankreichs, des Gegners der Mittelmächte, im islamischen Marokko in die gleiche Zeit fiel.

Im Balkankrieg von 1912 wurde die Macht der Türkei fast völlig aus Europa verdrängt. Der Einfluß Rußlands bei den siegreichen Balkanstaaten war mächtiger, denn je. Serbien wurde zum englisch-russischen Vorposten in Europa gegen die Türkei. Sogar der asiatische Teil der Türkei geriet in Gefahr. Deutscher Einspruch verhinderte 1913 einen russischen Einmarsch in Armenien, wo England zur Zersprengung der Türkei den russischen Hebel ansetzen wollte, wo es sich auf den anderen des arabischen bediente.

Nachdem die Türkei in die Einsetzung einer englischen Marinemission an den Dardanellen (durch deren Vollmachten die Meerengen faktisch in englische Hand gerieten) hatte einwilligen müssen, wurde zur Reorganisation des türkischen Heeres eine deutsche Militärmission unter dem General Liman von Sanders nach Konstantinopel entsandt. Als diesem das Kommando über das erste türkische Armeekorps in Konstantinopel übertragen wurde, erfolgte Einspruch von Rußland, Frankreich und England. Die deutsche Regierung gab nach. Es war zu Beginn des Jahres 1914. Unter den einzelnen Faktoren, die England in jenem Jahr in den Krieg führten: deutscher Flottenbau, deutsche Handelsrivalität und deutsche Orientpolitik war letzteres wohl der weitaus bedeutendste.

Am 14. November 1914 rief der Scheich-ul-Islam (der höchste religiöse Beamte des osmanischen Staates) zum „Dschihad“, zum „Heiligen Krieg“ aller Mohammedaner der Welt gegen die Feinde des Kalifen auf. Der Mißerfolg eines solcher

Aufrufes konnte nur diejenigen enttäuschen, die sich über das bunte Wechselspiel religiöser, völkischer, nationalistischer, modernistischer Beweggründe in der Seele des Weltislam nicht klar waren.

Wie konnte der Kalifatsgedanke zum Heiligen Krieg aller Mohammedaner führen, wenn die Kalifenmacht selber national = türkisch geworden war, der Hort des Islam, Arabien, sich ihr als nationale Irredenta entgegenstellte und in Indien, der Heimat der zahlreichsten Mohammedanerbevölkerung, eine Politikergeneration wirkte, die bis dahin trotz allen Mißvergnügens über die britische Türkenpolitik in England den Schirmherrn des indischen Islam sah und die allislamische ebenso wie die nationalindische Idee zurückstellte?

Wohl hatte die Vergewaltigung Persiens 1907 und Englands Verhalten im Balkankrieg zu weithin hörbaren Protesten der indischen Mohammedaner geführt. Der Kongreß der Moslimliga in Lucknow 1913 hatte zum erstenmal indische Selbstregierung gefordert und sich dadurch den Hindus angenähert. Der Englandfreund und Empireprofiteur Aga Khan mußte die Führung der Liga an jüngere, radikale Leute abtreten. Die Brüder Mohammed und Schaukat Ali widersetzten sich dem englischen Krieg gegen den Kalifen und wurden verhaftet. Aber was sonst sich an Widerspruch und Widerstand gegen diesen Krieg regte, entsprang nur zum geringsten Teil der Kalifatsidee, zum größeren dem eben erwachenden, jungen indischen Nationalismus.

Eine Woche nach Verkündigung des Heiligen Krieges landeten indische Truppen am Persischen Golf und besetzten Basra. Ägypten wurde zum englischen Protektorat erklärt. Die Gegenwehr des jungen Nationalismus trat auch dort erst später hervor.

In Arabien, wo der Kalifatsgedanke praktisch allein zur Wirkung kam, war er vermählt mit national-arabischem Streben und richtete sich gegen die Türkei selbst. Der Regent in der heiligen Stadt, Großscherif Hussein von Mekka, machte sich zum Haupt der antitürkischen Bewegung unter den Arabern, trat an Englands Seite in den Krieg und kämpfte in Palästina gegen das Heer des osmanischen Kalifen.

Im Kriege verteidigte die Türkei die Dardanellen mit Erfolg gegen die Alliierten und vereitelte deren Vorstoß auf Konstantinopel. Türkische Truppen drangen in russisches und vom Feind besetztes persisches Gebiet ein. Aber der britischen Offensive von 1918 hielten die türkischen Truppen nicht mehr stand. Sie erlagen nicht zuletzt mohammedanischen — indischen und arabischen — Soldaten, die auf Englands Seite kämpften. Die Türkei willigte in einen fast bedingungslosen Waffenstillstand ein. In der ganzen nahöstlichen Welt standen jetzt die Truppen Englands — in Palästina und Syrien, in Mesopotamien, Kurdistan und Armenien, im Kaukasus und in fast allen Provinzen Persiens. Die englische Flotte beherrschte die Meerengen, Konstantinopel und das Schwarze Meer. Deutschland, die Türkei und — fürs erste — auch Rußland schieden aus dem Spiel der nahöstlichen Politik aus. England hatte freies Feld, und es sah aus als ob sich alle seine Wünsche erfüllen sollten. Diese waren nicht weniger als bescheiden. In London regierte ein Kabinett Lloyd George mit Winston Churchill als Kolonialminister. Letzterer und Lord Birkenhead verfolgten hartnäckig den Plan der Errichtung eines nahöstlichen Reichs: „Middle Eastern Empire“, vom Nil und dem Bosphorus bis nach Persien und

Afghanistan. Die Durchführung dieses Plans forderte: Zerstörung des Osmanischen Reichs und des Sultan-Kalifats, Beibehaltung der im Kriege eingeführten englischen Diktatur über Ägypten, Zerstückelung der kleinasiatischen Türkei, Errichtung eines kurdischen und eines armenischen Staates, englische Herrschaft über Konstantinopel und die Meerengen, Schaffung englischer Protektorate und Vasallenstaaten in Arabien, Palästina, Irak, Iran und Afghanistan. Selbst die besetzten russischen Gebiete am Kaukasus und an der Grenze von Iran wurden einbezogen in dieses Projekt, das den Übergang von der Politik der Verbindungswege und der ohnmächtigen Vorfelder (Glacis) zur Methode der territorialen Eingliederung darstellte.

Der erste Schlag gegen die neue britische Islampolitik kam vom bolschewistischen Rußland. Als die gegenrevolutionären Truppen Denikins sich, von den Bolschewisten verfolgt, auf persisches Gebiet zurückzogen, flohen die Engländer, ohne ihnen Hilfe zu leisten, aus Nordpersien. Nun standen sie der agitatorischen Gegenoffensive Sowjetrußlands in den Islamländern machtlos gegenüber. Als Sieger im Persien hatte England diesem Lande 1919 noch einmal einen Bevormundungsvertrag aufgezwungen. In Afghanistan aber war auf die Nachricht von dem Pandschabgreueln der Engländer die antibritische Stimmung so heftig, daß es zum Kriege kam, an dessen Ende England die Unabhängigkeit und Selbstbestimmung Afghanistans anerkannte.

Die Sowjets setzten die Islamwelt gegen England in Bewegung. In den Mohammedanern der kaukasischen und turkestanischen Gebiete, die sie in eigene Sowjetrepubliken umwandelten, verfügten sie über einen Stoßtrupp für den propagandistischen Ansturm; die antiimperialistischen und agrarsozialistischen Losungen boten den nötigen Zünd- und Sprengstoff. Schon einmal hatte, 1905, eine russische Revolution den Vorderen Orient in Aufruhr versetzt. Zum Sturz Abdul Hamids und mehr noch zur Revolution in Persien 1909, deren volle Entfaltung dann vom Rußland und England verhindert wurde, hatte sie erheblich beigetragen. Nach Ausbruch der bolschewistischen Revolution wandte sich der Rat der Volkskommisars im Jahre 1917 in einem Aufruf „an die werktätigen Mohammedaner des Ostens, Perser und Türken, Araber und Inder, mit deren Köpfen und mit deren Freiheit und Heimat die gierigen Räuber Europas jahrhundertlang Handel treiben, deren Länder die Plünderer, die den Krieg begonnen haben, aufteilen wollen“.

1921 schlossen die Sowjets Freundschaftsverträge mit der Türkei, mit Persien und Afghanistan, die die Aufhebung der früheren russischen Privilegien („Kapitulationen“ und „Konzessionen“) enthielten und in denen die Gemeinsamkeit des orientalischen Kampfes mit deutlicher Spitze gegen England bestätigt wurde. Englands Einfluß in der Türkei, in Persien und Afghanistan war durch diesen Gegenschlag gebrochen, die islamischen Länder wurden antibritisch mobilisiert wie nie zuvor. Bolschewistische Manifeste wiesen die Mohammedaner auf ihre religiösen Gesetze hin, nach denen der Boden den Gläubigen und nicht einem Kham oder einem fremden Kapitalisten gehöre. So wurden religiöse, nationale, soziale, panasiatische und antieuropäische Strömungen des Islam in ein einziges Flußbett geleitet; sie brandeten gegen die Dämme des Empire und flossen auf die Mühlen der Sowjetpolitik. Die Kongresse der Dritten Internationale in Rußland konnten damals Vertreter aus fast allen großen mohammedanischen Ländern begrüßen.

Daß Indien selbst in jener Zeit nicht in höherem Grade von Sowjetrußland beeinflusst werden konnte, ist nur der überragenden und eigenwüchsigen Persönlichkeit Gandhis zuzuschreiben, dem um jene Zeit etwas Einmaliges gelang: er benützte die Kalifatsbewegung der indischen Mohammedaner zur Begründung einer überkonfessionellen, allindischen Politik, indem er sich mit den zwei einflußreichsten Moslimführern jener Zeit, den Brüdern Mohammed und Schaukat Ali, gegen England verbündete. Er verbannte dadurch für die ganze Folgezeit den Konfessionalismus aus der nationalen Bewegung.

Zu einer dauernden Zusammenarbeit zwischen Bolschewismus und Islam oder zu einer Bolschewisierung islamischer Massen kam es allerdings (außer auf Java) auch in anderen Ländern nicht. Was aber blieb, war die englandfeindliche Stimmung im Islam und die Beseitigung der englischen Vormundrolle in Persien und Afghanistan. Diese beiden Länder mußten von dem Plan Churchill-Birkenhead abgeschrieben werden.

Ägypten waren während des Krieges von England ähnliche Lasten auferlegt worden wie Indien. Fellachen wurden zur Arbeit für die britische Armee gezwungen, und das Land hatte die Bürde der Einquartierung englischer, australischer und indischer Truppen zu tragen.

Wie in Indien entstand darauf eine nationale Bewegung, und wie für Indien wurde für Ägypten eine Kommission zur Ausarbeitung einer Verfassung eingesetzt. War es dort Gandhi, dem die Führung des Nationalismus zufiel, so hier Saad Zaghlul (Pascha), der schon 1882 zum Kampf gegen die englische Besetzung teilgenommen hatte. Im November 1918 wollte er mit einer Delegation nach London reisen, um dort die Forderungen des ägyptischen Volkes zu unterbreiten. Die Delegation, Wafd genannt, gab fortan der Partei Zaghluls ihren Namen. Die Reise der Delegation wurde vereitelt, indem ihnen England die Pässe entzog. Im März 1919 wurde Zaghlul, wie später Gandhi, verhaftet und nach Gibraltar verschleppt. Und nun bekamen die Ägypter in Kairo auch ihr „Blutbad von Amritsar“, das mit Streiks und Aufständen im Lande beantwortet wurde. Wie Hindus und Mohammedaner in Indien, einigten sich hier Mohammedaner und christliche Kopten im Namen der Nation. Zum erstenmal mußte eine ägyptische Regierung unter dem Druck des eigenen Volkes zurücktreten. Eine Verfassungskommission wurde boykottiert. Verhandlungen des inzwischen freigelassenen Saad Zaghlul in London blieben bis 1921 ergebnislos. Wie in Indien erfolgte passiver Widerstand. Im Februar 1922 wurde Ägypten endlich als unabhängiger Staat erklärt und Sultan Fuad nahm den Königstitel an. Indessen bedeutete die Erklärung wenig. Das englische Militär blieb im Lande, die „fremden Interessen“ waren von der Zuständigkeit der ägyptischen Regierung ausgenommen, England behielt die Macht über den Sudan und sogar das Standrecht wurde beibehalten. Die Aufnahme der Unabhängigkeitserklärung durch das Volk war dementsprechend. Bei den Wahlen Ende 1923 erhielt die Wafdpartei eine erdrückende Stimmenmehrheit und Saad Zaghlul übernahm die Führung des Ministeriums.

War bisher die ägyptische Entwicklung eine fast genaue Parallelerscheinung zur indischen, so trat Ägypten jetzt in ein Stadium, das Indien noch nicht erreicht hat, für dessen Eintreten aber die britischen Vorbereitungen schon getroffen sind. Einmal ihrer Selbstherrlichkeit in Ägypten verlustig gegangen, machten sich die

Engländer zum Bundesgenossen reaktionärer Schichten, wie sie auch in Indien durch die Verfassung von 1935 bereits die verstärkte Zusammenarbeit mit den Fürsten, Großgrundpächtern und konfessionellen Separatisten gegen die nationale Volksmehrheit vorbereitet haben. So geschah es, daß in Ägypten in den nun folgenden Jahren die politische Führung durch Zaghlul Pascha zeitweise durch das Wirken einer proenglischen Opposition unterbrochen wurde.

Die schwierigste Probe hatte indessen die englische Islampolitik im Mittelstück des Nahen Ostens, in den arabischen Ländern und in Kleinasien, zu bestehen. Das diplomatische Ränkespiel, das sich in jenem Sektor abwickelte, war ein an Verwicklungen reiches Bühnenstück: wie England Italienern und Griechen, Franzosen, Indern und Arabern jeweils die gleichen Versprechungen machte und dabei erreichte, daß sie alle miteinander in Streit gerieten, wie es die Griechen in einem blutigen Krieg gegen die Kemal-Türken schickte, sie jahrelang eifrig unterstützte, und, als sie weißgeblutet am Boden lagen, vor der Ankara-Türkei kapituliert, wie es die zwei Todfeinde, den Großscherifen von Mekka und den Emir von Nedschd mit Geld und Waffen spickte, wie es auf einen Schlag beiden die Subsidien stoppte mit dem Erfolg, daß der eine sein Land durch die Besteuerung der heiligen Städte in Aufruhr brachte und der andere, zur Expansion gezwungen, die Situation benützte, dem Feind seinen Herrschaftsbereich wegzunehmen — das alles und manches mehr wäre einer Darstellung durch den Satiriker würdig. In diesem Rahmen kann der Ablauf des Schauspiels nur grob angedeutet werden.

Während des Krieges hatte England die Taktik befolgt, möglichst allen Kriegszielforderungen seiner Verbündeten ohne Widerspruch zuzustimmen. Bereits 1915 hatte es den Russen Konstantinopel, die Meerenge und Südthrazien, den Franzosen Syrien und Zilizien, den Italienern das westliche Kleinasien mit Smyrna und Konia zugesagt. Mit dem Versprechen, daß es Smyrna erhalte, wurde aber nachher auch Griechenland ins Lager der Entente gelockt. Als später Hussein von Mekka in den Krieg eintrat, versprach ihm England ein großarabisches Königreich mit allem Land bis zum 37. Breitengrad mit Ausnahme von Palästina, Basra und Bagdad und reduzierte seine Zusagen an Frankreich im Sykes-Picot-Abkommen vom Mai 1916. Auch mit der Balfourdeklaration über die jüdische Heimstätte in Palästina (November 1917) war die Absicht verbunden, den französischen Waffenbruder ein für allemal von jedem Anspruch auf Palästina auszuschließen, das ebenso wie Libanon und Transjordanien zum historischen Syrien gehört.

In Damaskus war 1918 Emir Feisal als Führer der Truppen seines Vaters, Hussein von Mekka, eingezogen. Als die Franzosen Anfang 1920 mit Englands Einwilligung die Küstenzone von Syrien besetzten und dabei bis Damaskus vorstoßen wollten, mußten sie sich unter schweren Verlusten vor dem von England gut bewaffneten Feisal zurückziehen. Erst im Sommer desselben Jahres wurde dieser von den Franzosen aus Syrien vertrieben, doch hatte Frankreich darauf noch jahrelang gegen Unruhen in Syrien zu kämpfen.

Ein anderer Sohn Husseins, Abdullah, gründete Anfang 1921, von England ermutigt und gefördert, den Fürstenstaat Transjordanien. Dieses Land hatte vorher zu dem syrischen Staate Feisals gehört; jetzt wollte England das wichtige Durchgangsgebiet vom Mittelmeer nach Irak und Indien nicht an Frankreich fallen lassen.

In Mesopotamien (Irak) waren schon bald nach dem Waffenstillstand Aufstände mit Kemal befreundeten Arabern gegen die Engländer ausgebrochen. Sie flammten im ganzen Lande auf, als dieses im Mai 1920 unter britisches Mandat gestellt wurde. Sunniten und Schiiten, die beiden einander feindlichen Islambekenntnisse, vereinigten sich zum Widerstand gegen die britische Verwaltung. Die schiitische Geistlichkeit, sonst den sunnitischen Türken todefeindlich, verbot ihren Anhängern den Widerstand gegen den Einbruch von Türken auf mesopotamischem Gebiet. Überall erfolgten Sabotageakte. 70 000 Mann englisch-indischer Truppen wurden angegriffen und mußten von Indien her verstärkt werden. Auch später, besonders 1922, wiederholten sich die Kämpfe gegen das Mandat, und die englische Verwaltung ging heftig gegen die nationale Bewegung vor. Erst 1924 erlangte England durch Androhung der Diktatur die Ratifizierung des Mandatsvertrages durch Mesopotamien. Der von den Franzosen vertriebene Feisal von Damaskus wurde von den Engländern 1921 zum König von Mesopotamien ausersehen. Ehe er auf den Thron erhoben werden konnte, mußte der einheimische Gegenkandidat weg-

geschafft werden: er wurde von der Gattin des englischen Kommissars Sir Percy Cox zum Tee geladen und von da nach Ceylon entführt. Mit der Einsetzung der Söhne Husseins in Transjordanien und Mesopotamien hatte England das französische Syrien durch zwei „Husseidenen“ ummauert, die seine Vasallen waren und deren Vater als König von Hedschas in Mekka regierte.

Als im Frühjahr 1924 der letzte Osmanenkalif abgesetzt wurde, nahm Hussein von Mekka als Koreischit und Herrscher der Heiligen Stadt den Kalifentitel an. In den arabischen Randländern Palästina, Mesopotamien und Syrien wurde er als solcher bereits anerkannt, nicht in Ägypten, das eigene Kalifatsansprüche geltend machte. Ein Kalif und Araberkönig, dessen beide Söhne ebenfalls in zwei arabischen Ländern regierten, hätte leicht über die Rolle eines englischen Vasallen hinauswachsen können. Kein Wunder darum, daß England ihn auf der Höhe seiner Macht im Stiche ließ.

Husseins Erzfeind war der Wahabitenführer Ibn Saud, Emir von Hedschas, der 1921 auch die Fürstentümer Schammar und Assir annektiert und vorher schon einen Sieg über Hussein erlangt hatte, dann aber vor Englands Intervention zurückweichen mußte. Die Engländer, die zwei Eisen im Feuer hielten, zahlten bis 1924 sowohl Hussein als Saud Subsidien — dem einen von Ägypten aus für seine Vasallendienste im Krieg, dem andern vom India Office aus, um ihn von einem Angriff auf das Reich ihres Verbündeten abzuhalten. Dieser Angriff erfolgte prompt im Herbst 1924, nachdem die Zahlung der 60 000 Pfund Sterling im März ausgeblieben war. Saud eroberte den Hedschas wie hundertzwanzig Jahre früher sein Vorfahr. England benutzte die Gelegenheit, um die Stadt Maan an der Hedschasbahn und den Hafen el Akaba am Roten Meer zu besetzen und beide zu Transjordanien zu schlagen. Das Jahr darauf schloß es mit Saud einen Freundschaftsvertrag.

Hatte England seit 1882 mit Ägypten einen Teil des osmanischen Reiches in seiner Hand, so erstreckte sich jetzt seine Erbschaft aus diesem Reich über Palästina, Transjordanien und Mesopotamien. Damit war eine englische Landbrücke von Ägypten bis zum Persischen Golf geschaffen, die besondere zeitgemäße Wichtigkeit hatte, seitdem die Wüste durch Flugzeug und Auto aus einem ländertrennenden in ein länderverbindendes Element verwandelt wurde und das mesopotamische Erdöl durch Rohrleitungen ans Mittelmeer fließt.

Was England weiter erstrebte, war die Herrschaft über Konstantinopel und die Meerengen, eine Schwächung der kleinasiatischen Türkei, ein schwaches, scheinautonomes Kurdistan zwischen dieser und Mesopotamien und ein ebensolches Armenien. Nach der Niederlage der Türkei waren die jungtürkischen Regierungsmitglieder größtenteils geflohen und probritische Minister regierten in Konstantinopel. England hatte als Werkzeug zur Zerstörung der Türkei Griechenland ausersehen und bewog die Verbündeten, das letztere zur Besetzung von Smyrna, das es vordem auch Italien versprochen hatte, zu ermächtigen. Die Griechen besetzten Smyrna, die Italiener Adalia, wobei es zwischen beiden zu Zusammenstößen kam.

Wichtiger als dieser Zwischenfall war die Wirkung des griechischen Vorgehens auf die Türkei. Kemal Pascha, selbst ein Jungtürke und Führer im Tripoliskriege, organisierte von Angora (Ankara) aus den nationalen Widerstand. Die darauf folgenden griechischen Kämpfe gegen die Türkei sind neben anderen dadurch denkwürdig, daß der dabei zutage tretende französisch-englische Gegensatz mehr als einmal auf Kosten Deutschlands ausgeglichen wurde.

Im März 1920 besetzten die Verbündeten Konstantinopel, wo die Engländer alle ihnen mißliebigen Politiker verhafteten, während die ohnmächtige Scheinregierung Kemal als Rebellen erklärte. Bald darauf wurden die Bedingungen des Friedensvertrages von Sèvres bekannt.

Von der Türkei sollten abgetrennt werden alle Gebiete in Europa außer Konstantinopel: ein kurdischer und ein armenischer Staat, ein griechisches Gebiet in Thrazien, ein französisches in Zilizien, eine französisch-englische „Einflußzone“ und eine italienische „Interessensphäre“. Weitere Bestimmungen verlangten die Internationalisierung der Meerengen, die Entwaffnung der Türkei und eine englisch-französische Finanzkontrolle.

Die Zustimmung Frankreichs, das an diesem Vertrag wenig interessiert war, sogar dessen Wirkung auf seine nordafrikanischen Mohammedaner fürchtete, erkaufte England durch die Zustimmung seinerseits zur Herabsetzung der deutschen Reichswehr von 200 000 auf 100 000 Mann, die damals zur Debatte stand. Die erste Wirkung des Vertrags war denn auch das Aufflammen der großarabischen Bewegung in Syrien, Palästina und Mesopotamien, der Nationalbewegung in Ägypten und der Kalifatsbewegung in Indien. Selbst die Scheinregierung von Konstantinopel wagte es zunächst nicht, den Vertrag zu unterzeichnen, bis England dem griechischen Ministerpräsidenten Venizelos zu weiteren griechischen Vorstößen in Kleinasien freie Hand gab. Kemals Truppen kämpften gegen die Griechen im Westen, gegen die Franzosen in Zilizien, während die Sowjets nach Armenien vorstießen, das sich darauf deren Schutz unterstellte.

Lloyd George und Churchill setzten alles auf das kleine Griechenland, das mit 200 000 Mann in ihrem Auftrage focht. Dieses unternahm im Frühjahr 1921 eine zweite Offensive. Frankreich hatte sich von den Kämpfen zurückgezogen, ja sogar einen Vertrag mit den Angoratürken geschlossen und ihnen Zilizien zurückgegeben. England hatte um jene Zeit viele Feinde: Frankreich, die Sowjets, Persien, Afghanistan, die der Reihe nach die Kemaltürkei anerkannten und Verträge mit ihr schlossen, dazu den ganzen Islam. Kemal selbst war kühn genug, englischen Schiffen das Anlaufen türkischer Häfen unter Androhung der Beschießung zu verbieten. Um eine engere Verbindung der Franzosen mit den Türken zu verhüten, erfüllte England im Oktober 1921 die französischen Wünsche bei der Teilung Oberschlesiens. Den Ägyptern bewilligte es die formelle Anerkennung ihrer Souveränität, wie es zu derselben Zeit die Unabhängigkeit Afghanistans anerkennen mußte, und der Vizekönig von Indien sah sich gezwungen im Namen der indischen Mohammedaner für die Schonung der Türkei zu sprechen.

Das Londoner Kabinett blieb jedoch halsstarrig bei seinem Verfahren, die Minister von Konstantinopel als die türkische Regierung zu betrachten und die Griechen gegen die „Banditen“ von Angora vorzuschicken. Es verhartete dabei sogar, als im August 1922 die Angoratürken selbst die Internationalisierung der Meerengen und andere Zugeständnisse anboten und verschwieg diese Angebote der englischen Öffentlichkeit. Darauf erfolgte ein ereignisreicher Monat: Im September vernichtete Kemal das griechische Heer, zog in Smyrna ein und drohte im Fall englischer Feindseligkeiten mit Angriffen auf Mesopotamien. Lloyd George versuchte mit der Macht des Empire einzugreifen und erließ an die Dominien einen Aufruf zu den Waffen, doch stieß er auf die Ablehnung der Dominien und der öffentlichen Meinung in England und die Drohung der indischen Mohammedaner, im Fall eines neuen Krieges gegen die Türkei den Gehorsam zu verweigern. Das Kabinett Lloyd George-Churchill hatte damit einen völligen Zusammenbruch seiner Türkenpolitik erlitten und mußte zurücktreten. Es unterlag im Zusammenstoß mit einer neuartigen Kraft, die es nicht begriff und der es bloß mit den alten Fingerfertigkeiten einer traditionsreichen Diplomatie gegenübertrat.

Die Verbündeten luden die Angoratürken zu Verhandlungen ein. Kemal hatte Sèvres und ein englisches Kabinett zertrümmert. Im Oktober folgte der Waffenstillstand, im Juli 1923 die Unterzeichnung des Friedensvertrages von Lausanne. Dieser brachte die volle Souveränität der Türkei und die Unversehrtheit ihres Gebietsstandes in Europa und Kleinasien. Nur die Meerengen wurden entmilitarisiert und internationalisiert. Der Besitz des Erdölgebiets von Mosul blieb strittig. Er wurde zwei Jahre später vom Völkerbund Mesopotamien zugesprochen. Auf die arabischen Gebiete verzichtete die Türkei unter Zusicherung von deren Unabhängigkeit. Der Sultan, des Hochverrats angeklagt, war auf englisches Gebiet nach Malta geflohen. Die Türkei wurde Republik, Kemal Pascha im Oktober 1923 Staatspräsident. Das Jahr darauf wurde das Kalifat abgeschafft — ungeachtet der Proteste der indischen und anderer Mohammedaner von außen und der kurdischen im Innern. Das Land ging konsequent den Weg vom übevölkischen Islamstaat zum weltlichen Nationalstaat, auf den die Jungtürken anderthalb Jahrzehnte zuvor hingesteuert waren. Schulsystem und Rechtspflege wurden verweltlicht, Klöster und Orden abgeschafft, die Gesichtshüllungen der Frauen aufgehoben und der

Fez als Symbol des alten Osmanenreichs verboten. In der ersten Verfassung war der Islam noch als Staatsreligion erklärt, später wurde diese Bestimmung gestrichen. Das Kalifat wurde an den Weltislam zurückgegeben, der es seitdem nicht mehr verwirklichte. Es hatte durch dreizehn Jahrhunderte — oft freilich in recht fragwürdiger Gestalt — bestanden und war mehr als vierhundert Jahre lang in den Händen der türkischen Osmanen.

Mit dem Friedensvertrag von Lausanne war die Neugestaltung des mohammedanischen Nahen Ostens in der Hauptsache abgeschlossen. England hatte in Afghanistan und Iran, mehr noch in der Türkei schwere Niederlagen erlitten; in den arabischen Ländern hatte es große Teile seines Zieles erreicht, in Ägypten ging der Kampf um die Unabhängigkeit weiter. Etwa ein Jahrzehnt lang verblieben die Zustände zäh-flüssig, bis die weltpolitischen Verhältnisse um 1936 wieder eine raschere Bewegung mit sich brachten.

In Ägypten starb 1927 Saad Zaghlul, der Altvater des Nationalkampfes, der Gandhi vom Nil. Als Wafdführer folgte ihm Nahas Pascha. Im Jahre 1928 wurde die Verfassung außer Kraft gesetzt und das Land fast diktatorisch regiert. Demonstrationen und blutige Unruhen führten 1935 zum Sturz der Regierung und zu einem Übergangskabinett Ali Maher Paschas, eines Vertreters der proenglischen, privilegierten Oberschicht. Die Spannung im Lande ließ neue Verhandlungen mit England über die ägyptische Unabhängigkeit als geboten erscheinen. Der König betraute Nahas Pascha mit der Führung der Verhandlungsdelegation. Wahrscheinlich hätte England diese Verhandlungen in ähnlicher Weise wie zuvor die endlosen Round Table-Konferenzen mit Indien verschleppt und wäre greifbaren Zugeständnissen ausgewichen, wenn nicht die weltpolitischen Verhältnisse zu einer anderen Taktik gedrängt hätten. In Palästina war 1936 der Araberaufstand auf dem Höhepunkt, an der Sudangrenze stand Italien mit Abessinien im Krieg, in Spanien erschien die wachsende Macht Francos als Bedrohung Englands, das bei solcher Weltlage die Folgen ägyptischer Unruhen nicht auf sich nehmen wollte. Im August 1936 wurde im Palast Zaarafane in Kairo der Zaarafane-Vertrag abgeschlossen. Ägypten erhielt volle Unabhängigkeit, in dem unter einem britischen Gouverneur stehenden anglo-ägyptischen Sudan wurden wieder ägyptische Beamte und Truppen zugelassen und endlich wurden die Fremdenrechte — mit einer 12jährigen Übergangszeit für die Schaffung eines neuen ägyptischen Rechts — aufgehoben.

Ein daran anschließender „Allianz-Vertrag“ bestimmt, daß Ägypten im Kriegsfall England alle militärischen Einrichtungen zur Verfügung stellt, während England sich bei einem Angriff auf Ägypten zur Hilfeleistung verpflichtet. Die englische Besatzung Ägyptens wurde auf 10 000 Mann begrenzt, die im Laufe der Zeit aus dem Innern an den Suezkanal zurückgezogen werden sollten.

Aus den darauffolgenden ägyptischen Wahlen ging die Wafdpartei mit einem großen Siege hervor. Nahas Pascha übernahm die Regierung.

England blieben in dem freien Ägypten immer noch drei wesentliche Machtmittel: die Bündnis- und Besatzungsbestimmungen des Vertrages selbst (die, wie die Zukunft erwies, im Notfalle dehnbar waren), die Finanzposition infolge der Verkuppelung der Landeswährung mit dem Pfund-Sterling und endlich die antinationale Opposition der privilegierten, proenglischen Schichten. Letztere brachten es im Zusammenspiel mit den Engländern schon im Dezember 1937 dahin, daß Nahas Pascha vom König seines Ministeramtes enthoben wurde. Die neue „gemäßigte“, d. h. reaktionäre Regierung war geführt von Mohammed Mahmud und Ali Maher. Der Bruder des letzteren, Mahmud Maher, gründete aus dem „gemäßigten“ Flügel der Wafd und anderen reaktionären Gruppen eine neue Partei, die sich unter Benützung des ehrwürdig gewordenen Namens Saad Zaghlul den irreführenden Namen Saad-Partei gab, und mit einem ausdrücklichen Bekenntnis zu

englischer Freundschaft hervortrat. Auf diesem Umweg und mit solcher Hilfe hatte sich England wieder in Ägypten etabliert — das Verfahren wäre ausführlicherer Beschreibung wert, denn es dürfte das Vorbild sein für die englische Politik mit Radschas, Samindaren und Konfessionsreaktionären in einem autonomen Indien.

Im Irak wurde 1932 das Mandatsverhältnis durch einen Allianzvertrag ersetzt. Da proenglische Minister regierten, blieb das Land praktisch unverändert britisches Herrschaftsgebiet, bis im Jahre 1936 der Generalstabschef Bekr Sidky, ein Kurde, eine Militärdiktatur aufrichtete und die proenglischen Minister fliehen mußten. In die Zeit dieser Diktatur fällt der Abschluß des nach einem Schloß in Teheran benannten Saadabad-Vertrages, eines Nichtangriffspaktes zwischen Irak, Iran, Afghanistan und der Türkei. Im Monat darauf wurde Bekr Sidky ermordet und Irak wieder englischem Einfluß zugänglich. Nun versuchte sich England auch der Türkei, deren weltpolitisches Gewicht durch den Saadabad-Vertrag und die allgemeine Weltlage gestiegen war, wieder anzunähern, ohne daß dies zunächst völlig gelang. Schon im Jahre zuvor hatten die Türken die Gelegenheit des Abessinienkrieges zu einem Vorstoß gegen die in Lausanne festgelegte Entmilitarisierung der Dardanellen benützt. Auf der Konferenz zu Montreux im Juni 1936 erlangten sie mit französischer und sowjetischer Unterstützung gegen England die Wehrhoheit über die Dardanellen. Im Sommer 1939 kam es zum französisch-englischen Allianzvertrag mit der Türkei. Den Preis dafür hatte Frankreich mit der Rückgabe des Sandschak (Bezirk) von Alexandrette aus seinem syrischen Gebiet bezahlt.

Eine schwierige Lage hat sich England durch die Judenansiedlung in Palästina geschaffen. Wo immer ein nahöstliches Islamland in Unruhe geriet, folgte als Echo ein Araberaufstand in Palästina, wie umgekehrt jeder Aufruhr in Palästina die umliegenden Moslimländer in Bewegung setzte. Nichts konnte die Schwere der palästinesischen Unruhen in schärferem Lichte zeigen, als daß die Engländer 1936 Sir Teggart, den Polizeichef der indischen Revolutionsprovinzen Bengalen, den gefürchtetsten Polizisten des Empire, nach Jerusalem versetzten. Der Großmufti von Jerusalem (Träger der höchsten islamischen Würde in Palästina), ein Hauptaktivist der Araberbewegung, mußte nach Syrien fliehen und macht seither als Flüchtling den Engländern von verschiedenen Ländern aus zu schaffen.

Was die Türkei durch Kemals Kampf auf einmal erreicht hatte, vollendete der Iran in einer Reihe von Jahren — volle Souveränität, Aufhebung der Fremdenvorrechte und Verdrängung der britischen Einmischung. Im Jahre 1928 wurden in Iran die fremden Privilegien völlig aufgehoben, 1931 das Indienkabel auf iranischem Gebiet unter eigene Verwaltung genommen und die englischen durch iranische Beamte ersetzt, 1932 das Überfliegen iranischen Bodens durch Flugzeuge der Imperial Airways verboten; 1935 mußte der britische „Resident am Persischen Golf“ von Buschir nach dem britischen Bahrein übersiedeln. Zugleich hörte die Benützung der iranischen Inseln Hendjam und Banidu als englische Flottenstützpunkte auf.

Die ferneren bedeutungsvollen Ereignisse in der nahöstlichen Islamwelt fließen noch im Schmelzofen des neuen Weltkrieges. Zur Zeit reicht britische Gewalt über das besetzte Syrien und erneut über den niedergeworfenen Irak, den im Verein mit den Sowjets überwältigten Iran und das zwischen diesem und Indien eingeklemmte Afghanistan. Dieser Zustand und dazu die derzeitigen Verhältnisse in Indien selbst zeigen so kraß wie nur je in der Geschichte die tragische Rolle von 165 Millionen Mohammedanern als Objekte der englischen Weltreichs- und Indienpolitik.

FRANK H. SCHMOLCK

Hemisphärenkrieg im Dunkeln

Die zahlreichen, dokumentarisch festliegenden offenen Rechtsbrüche und Rechtsbeugungen der Regierung Roosevelt stellte der Führer in seiner Rede vom 11. Dezember für alle Zeiten fest. Weiteren Kreisen nicht genügend bekannt ist aber der Krieg im Dunkeln, den Roosevelt bereits seit 1938 gegen die Deutschen in ganz Amerika führte.

Dieser „Heckenschützenkrieg von Zivilisten“ trat zum erstenmal in Erscheinung, als sich der USA.-Innenminister Ickes weigerte, Helium für den Zeppelinverkehr herzugeben, und bald darauf in dem Flaggenzwischenfall auf der „Bremen“ im Hafen von New York. In seiner Rede zu Chicago, am 5. Oktober 1937, gab Roosevelt dann den öffentlichen Auftakt zu jener Hetzkampagne, die seitdem den amerikanischen Doppelkontinent von Norden nach Süden durchläuft. Sie hatte das Ziel, Mittel- und Südamerika Furcht und Abscheu gegen alles Deutsche einzuflößen, sie gegen Deutschland, den Führer und seine Staatsmänner, die deutschen Diplomaten in Amerika und schließlich alle Deutschen in Amerika einzunehmen.

Um zu verstehen, wieso es möglich war, südamerikanische Regierungen zur Duldung und eine Anzahl von ihnen zur Teilnahme an dieser Kampagne zu veranlassen und die Bevölkerung Mittel- und Südamerikas weitgehend zu verhetzen, muß man die Mechanik des Panamerikanismus und der iberoamerikanischen Presse kennen. In den Panamerikanismus wurde die Parole von der „Bedrohung des amerikanischen Kontinents“ und dessen notwendiger „Verteidigung“ aufgenommen. Auf der Konferenz in La Habana, im Juli 1940, wurden die iberoamerikanischen Staaten unter dem Vorwand von Beratungen über die „Neuordnung der amerikanischen Wirtschaftsbeziehungen“ zur Unterzeichnung einer Reihe von politischen Entschlüssen und geheimen „Verteidigungs“-Abmachungen getrieben, über deren Tragweite und Auswirkungen sie sich meistens nicht im klaren waren¹⁾. Hierzu gehörten insbesondere die Empfehlungen an die amerikanischen Republiken, „die politische Betätigung der Diplomaten und Konsuln und Angehörigen ausländischer Staaten“ in ihren Ländern zu unterdrücken. Damit waren die Unterzeichnerstaaten auf die Politik Roosevelts vereidigt: was seitdem in dieser Hinsicht in Südamerika erfolgte, geschah unter fortwährendem Hinweis der USA.-Diplomaten auf die geleisteten Unterschriften.

In gleicher Richtung wirkte der usamerikanische Einfluß auf die Presse Iberoamerikas. Nachrichten übernimmt sie im wesentlichen von United und Associated Press. Darüber hinaus wird sie aus Korrespondenzen wie International Press Service, Editors Press Service, Newspapers Alliance usw. gespeist; deren spanische Texte verwendet sie häufig als Leitartikel. Sie täuscht damit eine „öffentliche Meinung“ vor, beeinflußt aber zugleich die Meinung der zeitunglesenden Bevölkerung. Dazu trat dann noch der wirtschaftliche Druck, den die USA. als Alleinabnehmer und fast ausschließlicher Lieferant für Iberoamerika heute ausüben, die mili-

1) Vgl. hierzu den Beitrag: „Wie macht USA. Kriegsstimmung?“ in Z. f. G. 1941, Heft 4, S. 181—185, 275.

türkische Bedrohung durch die neu geschaffenen USA.-Stützpunkte in und um Mexiko, Mittelamerika und den Nordrand Südamerikas, schließlich der politische Druck, der sich in Putschen und Revolutionen in den betroffenen Ländern äußert (Panama!).

Kennzeichnend für diese Entwicklung sind die weittragenden verdeckten Eingriffe der USA. in das Staats- und Wirtschaftsleben. Hierher gehört die Zusammenarbeit zwischen USA.-Diplomatie und Pan American Airways bei der Auflösung fast aller deutschen oder mit deutschen Interessen verbundenen nationalen Flugtransportgesellschaften in Mexiko, Mittel- und Südamerika in den Jahren 1938 bis 1941. Durch diplomatischen Druck wurde die „Nationalisierung“ solcher Fluggesellschaften erzwungen, dann aber Angestellte der Pan American Airways als Bodenpersonal und zur Ausbildung einheimischer Flieger in diese „nationalen“ Betriebe hineingepumpt. Sie gingen dann bald dazu über, Deutschen Fluggästen Passagen zu verweigern, was mit angeblichem Platzmangel begründet wurde.

Ein typisches Beispiel für die Beunruhigung Südamerikas war die 1938 spielende „Patagonien-Affäre“: Ein in Deutschland wegen Urkundenfälschung verurteiltes Individuum namens Jürges, das im argentinischen Geheimdienst beschäftigt war, wurde veranlaßt, einen Brief zu fälschen, aus dem hervorgehen sollte, daß der stellvertretende Landesgruppenleiter der AO. der NSDAP., Müller, einer — dafür nicht zuständigen — deutschen Stelle Vorschläge für die Besiedlung Patagoniens mit deutschen Siedlern machte. Die Photokopie dieser Fälschung wurde dem argentinischen Präsidenten und Kongreß in die Hände gespielt und daraufhin eine großartige Untersuchung über die geplante „Naziinvasion“ angestellt. Die amerikanischen Nachrichtenagenturen drahteten täglich Sensationsmeldungen in die amerikanische Welt; sobald die Angelegenheit aber vor die ordentlichen Gerichte gelangte, fiel das Kartenhaus des Anschlags in sich zusammen. Müller wurde freigesprochen und Jürges wegen Urkundenfälschung belangt, ein Ergebnis, das jedoch von der gesamten amerikanischen Presse totgeschwiegen wurde.

Um Materialien für derartige „Untersuchungen“, die man in allen Teilen des Kontinents provozierte, zu beschaffen, wurden vielfach bereits seit 1938 in USA. und einer Anzahl iberoamerikanischer Staaten — wie Guatemala und Honduras — in flagranter Verletzung der Bestimmungen des Weltpostvereins — die den dort ansässigen Deutschen zugehenden oder von ihnen aufgegebenen Postsendungen geöffnet und gelesen, häufig abgeschrieben, photographiert oder sogar ganz unterschlagen. In den USA. wie in Mittelamerika bestätigten die Mithelfer Roosevelts am Postraub gelegentlich in aller Öffentlichkeit, daß die Postbehörden „Tonnen von Nazipost“ verbrannt hätten. 1939 wurden besondere „Investigationsagenten“ aus den USA. nach Mittelamerika entsandt, die in Zusammenarbeit mit der Geheimpolizei dieser Republiken solche Postsendungen „bearbeiteten“ und einzelne Deutsche bespitzelten.

Nur ein Beispiel: Durch ein dem damaligen Polizeidirektor von Guatemala im Juni 1940 übergebenes Schreiben wurde der Verfasser beschuldigt, von seinem Büro aus ein Bombenattentat auf den Präsidenten von Guatemala gelegentlich einer Parade vorzubereiten. Es stellte sich alsbald heraus, daß an der Mitteilung kein wahres Wort und die Unterschriften gefälscht waren; Urheber der Anschuldigung war ein Angestellter einer Kanadischen Versicherungsgesellschaft, von der aus die Fäden zur Gesandtschaft der USA. liefen. Für die Unverfrorenheit der USA.-Diplomaten ist ein noch anderer Vorfall bezeichnend: Der Gesandte der USA. in einer mittelamerikanischen Republik wurde beim Präsidenten vorstellig, er möge veranlassen, daß seine Minister ihre Kinder aus der deutschen Schule nähmen. Es spricht für das Selbstgefühl der Regierung, daß dieses Ansinnen abgelehnt wurde; beim nächsten Schulfest erschienen die betreffenden Minister mit betonter Deutlichkeit persönlich.

In welche Lage die von den Statthaltern Roosevelts „betreuten“ mittel- und südamerikanischen Regierungen gerieten, zeigte sich bei der ungerechtfertigten Ausweisung des Verfassers aus Guatemala Ende Juni 1941. Sie wurde mit „totalitärer Aktivität“ und den „Beschlüssen von Habana“, aber ohne nähere Angaben, begründet. Die Regierung deutete münd-

lich an, daß sie nichts gegen ihn hätte; die Ausweisung erfolge auf ausländischen Wunsch und Druck; er sei „ein Opfer“ der derzeitigen Umstände.

Die meisten südamerikanischen Regierungen verweigerten die Ausführung solcher unneutralen Maßnahmen; andere gingen zögernd darauf ein, noch andere beeilten sich dienstbeflissen, den Willen des nordamerikanischen Imperators auszuführen. So überstürzte sich Costa Rica mit dem Kaperungsversuch gegen ein deutsches und zwei italienische Handelsschiffe, während Argentinien, Brasilien und Chile derartige Schiffsbeschlagnahmen ablehnten; Mexiko, sämtliche mittelamerikanische Staaten und verschiedene südamerikanische gestatteten den Ausbau von Flugstützpunkten für die amerikanische Luftwaffe unter Tarnung der Arbeiten durch die Pan American Airways und gaben den USA. das Lande- und Durchflugsrecht für ihre Kriegsflugzeuge. Guatemala lieferte bereits Anfang 1941 Listen der deutschen Handelsvertreter und Angaben über den dortigen deutschen Grundbesitz an die USA.-Gesandtschaft; Honduras begann mit der Ausweisung deutscher Konsuln und Diplomaten; Guatemala gab Mitte 1941 dem amerikanischen Ansuchen um Ausweisung eines deutschen Pressevertreters statt, widersetzte sich aber der verlangten Schließung der Deutschen Schule. Mitte 1941 veröffentlichte die halbamtliche Presse Mittelamerikas die amerikanischen „Schwarzen Listen“ mit entsprechenden Kommentaren, mit der Aufforderung zum Boykott des deutschen Handels und mit Drohungen gegen die einheimischen Kaufleute, die Geschäfte mit Deutschen tätigten. Mehrere Länder kamen der Aufforderung zur Bereitstellung von Konzentrationslagern für „unliebsame Ausländer, die nicht abreisen können“, nach.

Gegenüber den wiederholten Erklärungen des amerikanischen Präsidenten und iberöamerikanischer Staatmänner, daß keinerlei geheime Abmachungen bestünden, noch auf der Konferenz in La Habana vereinbart worden seien, steht fest, daß seit Habana den iberöamerikanischen Regierungen vom Staatsdepartement in Washington amtliche Aufforderungen, Anweisungen und „Instruktionen für den Kriegsfall“ zugehen. Ihre Durchsetzung wurde von den diplomatischen Vertretungen der USA. in dieser ganzen Zeit, also bereits vor dem Eintritt in den Krieg, versucht, gefordert und zum Teil auch erreicht. Soweit sie zu unserer Kenntnis gelangten, enthielten diese Anordnungen aus Washington unter anderem folgende Verlangen: Auflösung der Parteiorganisationen der Ausländer, Kontrolle der Korrespondenz und strengste Überwachung aller Deutschen im Lande, Ausweisung aller politisch tätigen Deutschen, Entfernung aller Deutschen aus Staatsstellungen, Nationalisierung aller deutschen Versorgungsunternehmungen (Gas-, Elektrizitäts-, Wasserwerke, Bahnen usw.), Ausweisung aller deutschen Konsuln und Pressevertreter, Schließung der deutschen Konsulate, Nachrichtenagenturen, Zeitungen, Vereine schließlich Schul- und Sportvereine, Kirchen, Schulen und Kinos, Verbot der Aufführung deutscher Wochenschauen und der Abhaltung von Zusammenkünften Deutscher; Aufnahme von Listen über deutsche Handelsvertreter, Einzelheiten des deutschen Bank- und Überweisungsverkehrs, des deutschen Aktien-, Industrie- und Grundbesitzes; Beschlagnahme deutscher Gelder, Depositen, Liegenschaften, Pflanzungen; Einteilung der ansässigen Deutschen: in in Konzentrationslager zu bringende („para reconcentrar“), genau zu überwachende („supervigilancia estricta“) und nicht zu belästigende („no molestar“); Entlassung aller einheimischen Staatsbeamten, die sich deutschfreundlich zeigten, Schließung aller einheimischen Zeitungen, die Sympathien für Deutschland zeigten.

Diese Hintertreppen-Kriegführung wurde auf der Konferenz in Rio de Janeiro durch eine Reihe von Anträgen und Beschlüssen sanktioniert; sie sind zum Teil lediglich Wiederholungen der schon in Habana getroffenen Abmachungen. Uruguay, als Sprecher der USA., zeigte dabei einen merkwürdigen Eifer. Es entblödete sich nicht nur, „Verbrecher und verdächtige Ausländer“ in eine Reihe zu stellen und die Anlegung eines panamerikanischen „Verbrecher-

albums“ für sie zu fordern, sondern brachte auch den Antrag für eine „Überwachungsorganisation“ ein, die ihren „Sitz in Washington“ haben sollte. Seinen Antrag schrieb Außenminister Guani fast wörtlich aus den Washingtoner Anweisungen ab: „Als Vergehen gegen staatliche Einrichtungen sind zu betrachten: Angriffe auf deren Integrität oder Unabhängigkeit, Organisationen politischer Parteien, die vom Auslande abhängen, die Gründung, Leitung und Mitgliedschaft an solchen, die Verbreitung subversiver Anschauungen, die Einfuhr von Schriften, Zeitungen und Bildern zu solchen Zwecken.“

Die USA. wollten diese Sache also durch die Einrichtung einer „Kommission für die politische Verteidigung des Kontinents“ in die Hand nehmen, empfahlen ihrerseits die „Koordination des Austausches von Untersuchungen über Spionage und umstürzlerische Umtriebe“ und verlangten die Beschränkung des Flugverkehrs „auf USA.-Bürger und Bürger solcher Länder, die sich in Übereinstimmung mit der Erklärung von Lima befinden“. Weiter beantragten sie die „Unterdrückung aller telegraphischen, telephonischen und funkentelegraphischen Verbindungen mit den Achsenländern „einschließlich der „geheimen Verbindungen“, wozu sie den Südamerikanern „Detektorapparate für Geheimsender“ gratis und franko ins Haus zu liefern anboten. Sie hätten dabei noch die Röntgenapparate erwähnen können, die sie mittelamerikanischen Staaten lieferten, um damit diplomatisches Gepäck zu untersuchen, und die Dämpfapparate, die sie ihnen für das Öffnen von Privatbriefen der verdächtigten Ausländer bereits 1938 zur Verfügung stellten.

Das ist der Krieg gegen die Deutschen und auch Italiener, wie ihn Roosevelt im Dunkeln seit 1938 auf dem Boden neutraler Staaten betrieb: ein heimliches, mit unlauteren Mittelngeführtes Ringen. Angesichts der Abwehr, die ihm viele iberamerikanische Staaten entgegenzustellen wußten, gelang es ihm keineswegs durchweg, seine Ziele zu erreichen. Auch jetzt, nach dem Kriegeausbruch zwischen den Mächten des Dreierpaktes und USA., zeigt Südamerika in seiner Vielgestaltigkeit kein einheitliches Bild. Abgesehen wieder von den Randstaaten des Karibischen Meeres, ist noch ein Widerstandswille dagegen zu spüren, daß die USA. den Krieg als ein Mittel benutzen, um die auf ihre ältere Kultur stolzen südamerikanischen Staaten ihrem Einfluß zu unterwerfen.

Eine in ihren Auswirkungen noch gar nicht abzusehende Folgeerscheinung dieses „Kriegs im Dunkeln“ ist die Benutzung der auf den interamerikanischen Konferenzen zustande gekommenen Maßnahmen gegen „unamerikanische“ und „subversive“ Tätigkeiten und Anschauungen durch die Diktatoren kleinerer amerikanischer Länder gegen die Opposition ihrer eigenen Landsleute. Die Auslegung solcher Begriffe blieb nämlich völlig den einzelnen Regierungen überlassen. Wo diese Regierungen antikommunistisch eingestellt sind, haben sich derartige Überwachungsmaßnahmen bereits gegen jede Art Kommunismus, Marxismus und Radikalismus gewendet; in anderen werden damit jede Art Sozialismus, „Integralismus“ usw. erschlagen. Daß sie schließlich auch auf die derzeitigen Versuche, latein-amerikanische Arbeitersyndikate und Gewerkschaften an die großen nordamerikanischen Arbeiterverbände anzuschließen („Organisationen politischer Parteien, die vom Auslande abhängen“!) anwendbar sind, wird sich noch erweisen. So wird letzten Endes diese „Überwachung“ noch zu ungeahnten Zusammenstößen führen und auf die Schützen selbst zurückfallen können.

PAUL HERRMANN

Für die Birmastraße gibt es keinen Ersatz

Die Birmastraße wurde in der kurzen Zeit von 1937 bis 1939 von amerikanischen und englischen Ingenieuren erbaut, als Japan die chinesische Küste immer lückenloser blockierte und die Einfuhr von Kriegsmaterial nach China immer unsicherer wurde. Bei einer Länge von 3350 km war ihr Bau eine außerordentliche technische Leistung. Von ihrem Ausgangspunkt Lashio, der Endstation der von Rangoon über Mandalay nach Norden führenden Eisenbahn, folgt sie zunächst dem Tal eines Nebenflusses des Irrawaddy nach Nordosten, um dann in unzähligen engen Kehren die hohen Gebirgszüge und tief eingerissenen Schluchten nach Osten zu überwinden, die sich ihr, von Norden nach Süden streichend, in den Weg legen, so die Schluchten des Lu-kiang (Salwen), des Lan-tsan-kiang (Mekong) und des Schi-jang-kiang (Sang-Koi); sie trifft dann in Yünnan (Kunming) auf den Endpunkt der von Hanoi kommenden Eisenbahn und erreicht über das Hochland südlich des Jang-tse-kiang in Tschung-king ihr Ziel. Der Querschnitt, den der Herausgeber (Jhrg. 1940, S. 341 ff.) über die Birma-Yünnan-Landverbindung veröffentlichte, gab ein anschauliches Bild über die Schwierigkeiten des Straßenbaues (vgl. auch de Terra, Jhrg. 1939, S. 405 ff.). Die mit dem Bau und der Unterhaltung verbundenen außerordentlichen Kosten zeigten die Bedeutung, die England und US.-Amerika der Aufrechterhaltung des chinesischen Widerstandes durch sie militärisch, politisch und wirtschaftlich beimaßen. Sie erreichte den Höhepunkt ihrer Bedeutung mit dem Fall von Hongkong. Zu ihrer Entlastung war (oder ist) eine Fortführung der Bahnlinie von Lashio nach Kunlong im Tal des Lukiang (Salwen) im Bau; von dort führt eine nicht minder schwierige Straße nach Siang-yu im Tal des Mekong, die dort mit der Hauptstrecke der Birmastraße zusammentrifft.

Der Birmaweg war „die Lebenslinie Chinas“, wie die englische Presse sagte. Sie machte im steigenden Maße, nach dem Fall von Hongkong allein, den Widerstand Tschiang-kai-scheks möglich. Schon seitdem die Japaner mit U-Booten und Flugzeugen die Schifffahrtswege zu dem Hafen von Rangoon beherrschen, ist auch diese Lebenslinie abgeschnitten.

Tschiang-kai-schek, England und US.-Amerika haben das gleiche Interesse, neue Wege zu suchen, auf denen China mit Kriegsmaterial versorgt werden kann. Die angloamerikanische Publizistik erging sich in weitgespannten Erörterungen über die Möglichkeiten der Ersatzwege, um dem entmutigenden Eindruck entgegenzuwirken, den der Verlust der Birmastraße durch Japans Vordringen gemacht hatte.

Reuter berichtete, daß bei den Verhandlungen Tschiang-kai-scheks mit dem britischen Oberkommandierenden in Neu-Delhi auch der Bau eines Ersatzes für die Birmastraße Gegenstand der Erörterung war. Dabei seien zwei Projekte ins Auge gefaßt worden: eine Verbindung von Bengalen nach Lashio und eine Verbindung von Bengalen durch Assam nach Tschung-king.

In der „Daily Mail“ bemühte sich ein Mr. Green in einem längeren Artikel, Ersatzwege für den gefährdeten, wenn nicht schon verlorenen, Birmaweg aufzuzeigen. Als einen dieser Ersatzwege bezeichnete er ebenfalls den Weg von Bengalen durch Assam nach Tschung-king,

als zweiten die Seidenstraße und die Turksib. Ein deutscher Berichterstatter endlich funkte am 13. Februar d. J. aus Schanghai zusammenfassend über die dort herrschenden Eindrücke, Tschung-kings Lebenslinie sei erledigt, und der offene Norden gegen die Sowjetunion sei für den Nachschub fast ohne Bedeutung; so bleibe nach Indien nur „die Hintertür durch das tibetanische Bergland“.

Was hat es mit diesen Plänen und Vorschlägen auf sich? Lassen sie sich verwirklichen, und könnte selbst ihre Verwirklichung an dem Schicksal Tschung-kings etwas ändern? Die geopolitische Betrachtung gibt folgende Antworten:

Vom bengalischen Golf nach Lashio besteht keine Bahnverbindung, und der Bau einer Autostraße dorthin würde technisch keine unüberwindlichen Schwierigkeiten bieten. Die Gebirge und der Irrawaddy mit seinen Nebenflüssen verlaufen zwar auch in der Richtung von Norden nach Süden; aber die Gebirge sind nicht so hoch, die Flußtäler nicht so tief eingeschnitten. Der Plan war jedoch in dem Augenblick überholt, in dem er auftauchte: denn die Japaner beherrschen mit ihren U-Booten und Flugzeugen bereits den Meerbusen von Bengalen; der Hafen von Chittagong wurde bereits von den Japanern bombardiert, die Engländer schicken sich schon an, Kalkutta zu räumen.

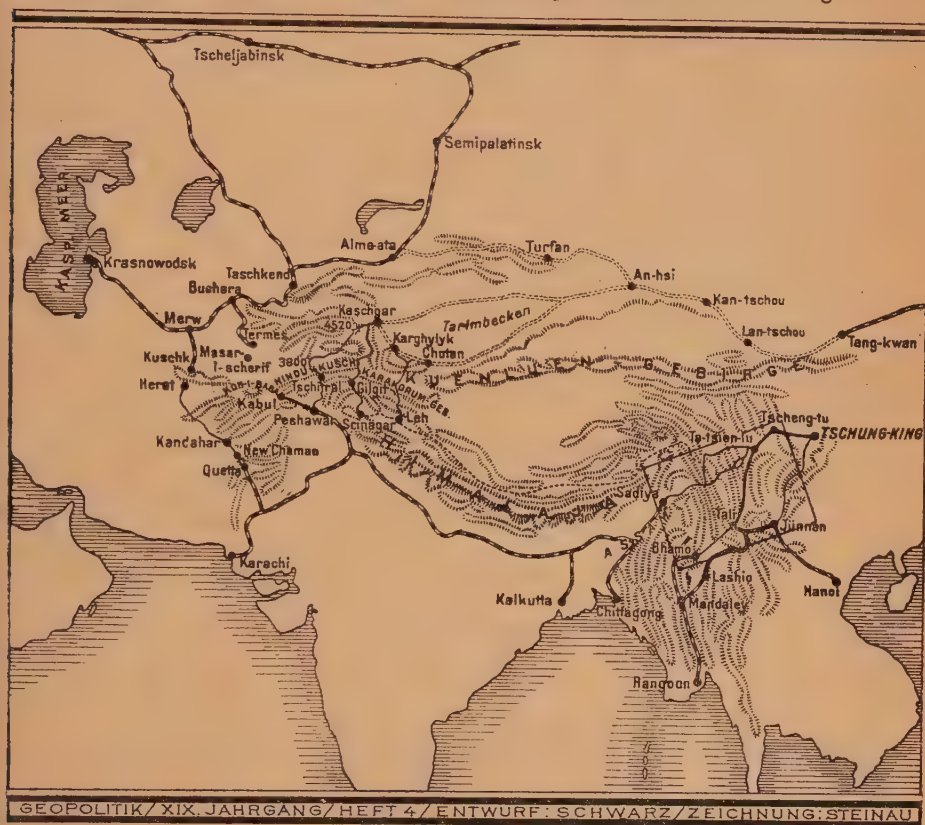
Aus dem gleichen Grunde ist auch der Plan einer Straße von Bengalen durch Assam nach Tschung-king bereits überholt. Zwischen Kalkutta und Chittagong durch das Delta des Ganges besteht keine Bahnverbindung. Es kommt also nur die Bahn von Chittagong bis Sadiya in Betracht, und von da aus eine neu anzulegende Straße über Sichang und Ta-t sien-lu nach Tschung-king. Der Bau einer solchen Straße bietet technisch noch größere Schwierigkeiten, als sie sich bei dem Bau der Birmastraße ergeben haben. Die Gebirge sind noch höher, die Schluchten noch tiefer. Außer dem Lu-kiang (Salwen), Lan-tsan-kiang (Mekong) sind auch der Jang-tse-kiang und dessen Nebenflüsse, der Min-ho und der Dsa-tschü (Ya-lung), zu überwinden. Wer die Schilderungen Schäfers über das Tal des Yang-tse bei Batang und die Dr. Tafels über Tatsien-lu kennt, kann sich eine Vorstellung von den Schwierigkeiten machen, die der Bau einer Straße für den gedachten Zweck bietet. Auch diese Straße würde zwischen Sadiya und Tschung-king eine Länge von rund 3000 km haben.

Selbst der Aufsatz in der „Daily Mail“ deutet an, daß die Chinesen zwar unmittelbar nach dem Einrücken der Japaner in Französisch-Indochina „mit ihrer üblichen Vorsicht“ diesen Weg „vorbereitet“ hätten, es sich aber bald herausgestellt habe, daß die technischen Schwierigkeiten „erschreckend groß“ seien; wenn sie auch „nicht unüberwindlich“ seien, so würde es mit der Fertigstellung dieses Weges doch „lange dauern“. Doch die Ereignisse haben den Plan und seine Ausführung überholt: der Hafen von Chittagong steht bereits unter Feindwirkung, wie der ganze Meerbusen von Bengalen.

Wenn die „Daily Mail“ die alte Seidenstraße und die Verbindung über die Turksib mit der Transsibirischen Bahn als Ersatzweg für den Birmaweg in Erwägung zieht, so ist das nur noch aus der Not verständlich, in der sich England befindet.

Die wohl von Richthofen so genannte Seidenstraße, die von den Chinesen Kaiserstraße genannt wird, führt von Sian-fu über Lan-tschou, Kan-tschou nach An-hsi. Dort teilt sie sich in drei Zweige. Der eine führt über den Yünen-kwan, das Jadetor, nach dem Tarimbecken und teilt sich dort in einen nördlichen und einen südlichen Weg; der südliche Weg führt über die Oasen am Südrande des Tarimbeckens, über Tschertschen, Chotan, Jarkend nach Kaschgar, der nördliche über Lou-lan am Tarim entlang ebenfalls nach Kaschgar; der dritte Weg endlich führt über An-

hsi, Turfan, Urum-tshi und Kuldsha am Ili entlang nach Alma-ata und der Turksib. Letzteren hat das Londoner Blatt offenbar im Auge gehabt. Es ist aber nicht ersichtlich, wie es sich die Zufuhr des Kriegsmaterials zu dieser Zubringerstraße denkt. Die Turksib ist eingleisig und führt von Alma-ata im großen Bogen über Taschkend, Merw nach Krasnowodsk am Kaspischen Meer. Eine Heranschaffung des Kriegsmaterials bis dahin würde nur durch den persischen Golf und von dort mit der an sich schon überlasteten eingleisigen iranischen Bahn möglich sein.



Die Seidenstraße befindet sich zudem in dem schlechten Zustande, den Sven Hedin und spätere Chinareisende anschaulich schildern und ist durch die Transporte der Sowjets für China überlastet; die transsibirische Bahn ist namentlich auf der Strecke zwischen Semipalatinsk und Tscheljabinsk, voll in Anspruch genommen, ja sogar überlastet durch die Transporte von Kohle aus den Bergwerken des Beckens von Kuznezsk nach den Industriewerken des Ural und von Erzeugnissen der Industriewerke des Kuznezsker Beckens nach dem Kriegsschauplatz im Westen.

Auch eine „Hintertür“ über Tibet nach Indien gibt es nicht. Zwischen Tibet und Indien erstrecken sich die höchsten Gebirgszüge der Welt, das Himalayagebirge und das Transhimalaya- oder Hedin-Gebirge, und zwischen Sin-kiang (Ostturkestan) und Indien schieben sich zwei weitere ebenso hohe Gebirgsketten dazwischen: das Karakorumgebirge und das Kuenluengebirge. Über diese Gebirge gibt es überhaupt nur drei Wege, die von Karawanen benutzt werden können. Der älteste ist der von Leh über den Karakorumpaß mit 5580 m

Höhe nach dem chinesischen Grenzfort Schahi-dulla und weiter über Guma nach Karghalyk und Chotan. Wenn diese Schmerzensstraße Asiens, wie Trinkler sie nennt, auch schon seit Jahrtausenden besteht und auf ihr auch der Buddhismus von Indien nach Ostturkestan und von da weiter nach China eindrang, so ist sie doch nur für Packtiere, Pferde, Maultiere und Schafe benutzbar. Zwischen Leh und Karghalyk sind fünf Pässe von etwa 5000 m Höhe zu überwinden, für etwa 14 Tage müssen Lebensmittel und Viehfutter mitgeführt werden. Der Weg ist überdies nur von Juni bis Oktober benutzbar.

Zu dieser jahrtausendlang einzigen Verbindung kam in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts eine zweite kürzere Verbindung über Srinagar und Gilgit nach Kaschgar. Ihre Pässe sind niedriger und weniger zahlreich. Sie kann aber teilweise nicht von Lasttieren benutzt werden, weil sie an überhängenden Galerien entlang führt und die Lasten von Trägern übernommen werden müssen, die nicht mehr als 40 kg tragen. Obwohl Lebensmittel und Viehfutter, wenn auch in beschränktem Maße, auf der ganzen Strecke zu finden sind, hat diese Verbindung für den Handelsverkehr keine große Bedeutung erlangt. Sie ist nur im März, April und Mai benutzbar. Die Reisedauer beträgt etwa 30 Tage.

Anfang dieses Jahrhunderts wurde eine dritte Verbindung hergestellt von Peshawar über Tschitral nach Kaschgar, die zum Teil über Afghanistan führt. Sie wurde erst etwa 1920 für Handelskarawanen eröffnet und ist für europäische Reisende gesperrt. Der Weg überschreitet den Hindukusch mit dem Karagilpaß in 3800 m Höhe, führt vier Tage über afghanischen Boden und kommt am Vakhdjerspaß in 4520 m Höhe auf chinesischen Boden, wo er sich mit dem von Gilgit kommenden Weg vereint. Die Benutzung dieses Weges bedarf der Zustimmung der afghanischen Regierung. Er ist von Juni bis November benutzbar. Die Reise dauert auch etwa 30 Tage.

Alle diese Wege sind auch in der Zeit ihrer Benutzbarkeit außerordentlich schwierig. Durch das Anschwellen der Gebirgswasser zur Zeit der Schneeschmelze werden sie häufig unterbrochen; Schnee- und Steinlawinen bilden eine ständige Gefahr. Der Verlust an Packtieren erreicht bis zu einem Drittel die Gesamtzahl. Ein Ausbau dieser Straßen für Wagenverkehr liegt nach der Überzeugung aller Kenner außerhalb des Bereiches der praktischen Möglichkeit. Während England bis etwa 1880 mit der Möglichkeit eines russischen Einfalles in Indien rechnete, verschwand der Gedanke eines solchen russischen Einfalles aus der politischen Erörterung, seitdem es eine immer genauere Kenntnis der Verkehrsverhältnisse über die Gebirgsketten, die sich drei- und vierfach zwischen Ostturkestan und Indien legen, gewann.

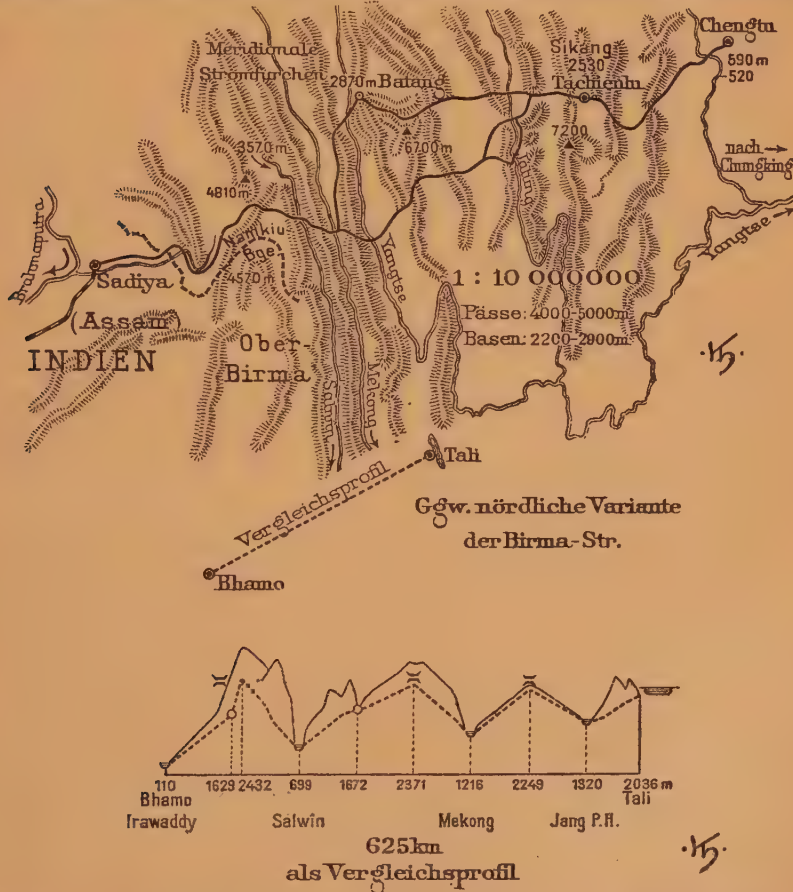
Auch über Afghanistan kann Kriegsmaterial in nennenswerten Mengen nicht nach China herangebracht werden. Die russischen Bahnen enden in Kuschk und Termes. Von Kuschk könnte die Bahn in verhältnismäßig kurzer Zeit über den Ardewannpaß bis Herat geführt werden, das nur 100 km entfernt liegt. Der Bau der Autostraße zwischen Herat und Kabul machte, nach veröffentlichten Berichten von Piloten der Lufthansa, gute Fortschritte. Nach ihrer Vollendung dürfte sie zu den kühnsten Gebirgsstraßen der Welt zu zählen sein; sie ist aber im Winter, der vom Dezember bis April dauert, unbenutzbar. Von Kabul führt über den Khaiberpaß nach Peshawar eine breite, von der indischen Grenze ab für jeden Transport geeignete Autostraße. Eine Verlängerung der russischen Bahn von Termes bis Masar-i-Scherif, die nur 60 km voneinander entfernt liegen, ist durchaus möglich. Damit wäre jedoch nichts gewonnen; zwischen Masar-i-Scherif und Kabul liegt der Hindukusch und der Koh-i-Baba, mit Pässen, die durchschnittlich 4000–5000 m hoch sind und nur wenige Monate im Sommer benutzt werden können. Andernfalls käme noch die Straße von Herat über Kandahar nach Quetta in Frage. Die Bahn von Quetta über Bolarpaß bis New Chaman ist

bereits gebaut und könnte im Notfalle in zwei Monaten bis Kandahar weitergeführt werden; die Entfernung von Quetta nach Kandahar beträgt nur 100 km.

Aber selbst wenn es auf diesen Wegen Transportmöglichkeiten nach China gäbe: ihre Ausnützung ist bedingt durch die Beherrschung des indischen Meeres. Wie lange aber Großbritannien diese Herrschaft noch ausüben wird, erscheint angesichts des Vordringens der Japaner nur eine Frage der Zeit. Die bald eintretende Monsunzeit kann es nach den Erfahrungen des Malayafeldzuges nur verzögern, aber nicht verhindern. Die Tragödie, die Lord Curzon in seiner „Verlorenen Herrschaft“ ankündigte, ist im Gange; der Verlust der Birmastraße ist ihr Auftakt; ihre Peripethie wird eintreten, wenn die indischen Völker sich auf sich selbst besinnen.

* * *

Zeigt der vorstehende Aufsatz die geopolitische Sinnlosigkeit der meisten in der anglo-amerikanischen Publizistik erörterten Birmastraßen-Ersatzpläne, so veranschaulicht die nachstehende, von Karl Haushofer angefertigte Karte nebst Höhenprofil des einzigen halbwegs ernsthaften und anscheinend in Angriff genommenen Projektes Sadiya-Chengtü die Ungeheuerlichkeit der durch die Erdgestaltung gegebenen Straßenbauschwierigkeiten. Diese Strecke entspricht mit etwa 900 km der Länge nach einer Verbindung Wien-Grenoble und der Höhe nach einer



Straßenführung, die nicht in Tälern und über Pässe der Alpen, sondern über ihre Gipfel führte: also nicht zwischen, sondern über die Hohen Tauern, den Groß-Glockner, Groß-Venediger, über den Hochfeller und die Ötztaler Gipfel, über Mönch, Eiger und Jungfrau, Monterosa, Dent Blanche und Montblanc. Die Pässe der Strecke Sadiya-Chengtü liegen nämlich zwischen 4000-5000 m, also noch Hunderte von Metern über den höchsten Gipfeln, die Europa vom Atlantik bis zum Kaspischen Meer aufweist.

W. S.

Zugeständnis einer Niederlage zur See

Während die alliierte Propaganda die Gefechte in den javanischen Gewässern vom 27. Februar bis 1. März zunächst als großen Erfolg hinstellen suchte, gab die britische Admiralität vom 15. März einen mit dem japanischen Siegesbericht übereinstimmenden Überblick. Neben dem Inhaltlichen ist auch noch Sprachliches interessant: die Nebensächlichkeiten werden in Hauptsätzen, die — katastrophalen — Hauptsachen in Nebensätzen untergebracht:

„Am Nachmittag des 27. Februar befand sich ein Flottenverband der Alliierten, bestehend aus dem australischen Kreuzer ‚Perth‘, dem britischen Kreuzer ‚Exeter‘, dem amerikanischen Kreuzer ‚Houston‘ und den holländischen Kreuzern ‚De Ruyter‘ und ‚Java‘ in den Gewässern nördlich von Soerabaja. Sie waren von den britischen Zerstörern ‚Electra‘, ‚Jupiter‘, ‚Encounter‘ und dem holländischen Zerstörer ‚Kortenaer‘ begleitet. Auf halbem Wege zwischen Soerabaja und der Bawea-Insel kam es um etwa 16 Uhr zur Gefechtsberührung mit einem überlegenen japanischen Flottenverband... Die ihn begleitenden 13 Zerstörer unternahmen unverzüglich Torpedoangriffe. Von den feindlichen Torpedos erreichte nur einer sein Ziel, wobei der holländische Zerstörer ‚Kortenaer‘ getroffen und versenkt wurde. Bei einem Gegenangriff griff der Zerstörer ‚Jupiter‘ 2 feindliche Zerstörer mit Geschützfeuer an, während der Zerstörer ‚Electra‘ infolge der dichten Rauchwolken nicht mehr gesehen werden konnte; mit seiner Versenkung muß gerechnet werden. Mit Ausnahme des durch einen Treffer in den Maschinenraum in seiner Geschwindigkeit beeinträchtigten ‚Exeter‘ stellten die Kreuzer den Feind wieder zum Kampf... Nach Einbruch der Dunkelheit nahmen die Einheiten der Alliierten Kurs in südlicher Richtung, um den Weg nach Java abzusperren und das Küstengebiet vor den japanischen Seestreitkräften zu sichern. Eine halbe Stunde später wurde der Zerstörer ‚Jupiter‘ von einem U-Boot getroffen; es sank innerhalb von vier Stunden unweit der Küste, so daß ein Teil der Überlebenden gerettet werden konnte. Um 23 Uhr 30 wurden etwa 12 Meilen nördlich von Rembang zwei feindliche Kreuzer zwischen den alliierten Einheiten und der Küste gesichtet und unverzüglich angegriffen. Der holländische Kreuzer ‚De Ruyter‘ änderte seinen Kurs, um den feindlichen Torpedos aus dem Wege zu gehen. Auch die übrigen Kreuzer

schlugen den gleichen Kurs ein, als sich gleichzeitig an Bord der ‚De Ruyter‘ und ‚Java‘ Explosionen ereigneten, worauf beide holländische Kreuzer unmittelbar darauf sanken... angesichts der feindlichen Überlegenheit zur See und in der Luft im Norden von Java versuchte das Kommando, die übrigen gebliebenen Einheiten aus ihrer gefährlichen Lage zu befreien. Der zur Ausbesserung seiner Schäden nach Tanjoeng Priok eingelaufene australische Kreuzer ‚Perth‘ versuchte, die Sundastraße bei Nacht zu passieren. Der Kommandant meldete, daß die ‚Perth‘ mit japanischen Seestreitkräften bei St. Nicola in Berührung gekommen sei. Weitere Meldungen von der ‚Perth‘ sowie von dem amerikanischen Kreuzer ‚Houston‘ sind ausgeblieben. In der gleichen Nacht verließ der Kreuzer ‚Exeter‘ mit nur noch halber Geschwindigkeit Soerabaja, von dem englischen Zerstörer ‚Encounter‘ und dem amerikanischen Zerstörer ‚Pope‘ begleitet. Der Kreuzer meldete in den Frühstunden des Sonntags die Begegnung mit drei feindlichen Kreuzern; von ihm und den beiden Zerstörern sind keine Meldungen mehr eingetroffen. Der holländische Zerstörer ‚Evertsen‘ stieß in der Sundastraße auf zwei japanische Kreuzer, wurde beschädigt und gezwungen, aufzulaufen. Der Zerstörer ‚Stronghold‘ und das australische Geleitboot ‚Yarra‘ werden ebenfalls vermißt und müssen als verloren gelten. Alle übrigen alliierten Kriegsschiffe, die sich in den Gewässern von Java befanden, sind — so schließt der Bericht — unversehrt, mit Ausnahme einiger kleinerer Schiffe und Hilfsfahrzeuge, von denen noch keine Nachrichten vorliegen.“

Dieser Abschluß des Berichts ist für die Dummen und Urteilslosen bestimmt: ergibt doch die Aufzählung, daß von den einleitend genannten 12 alliierten Kriegsschiffen (5 Kreuzern, 7 Zerstörern) auch nicht ein einziger unversenkt blieb: die alliierte Flotte vor Java wurde völlig vernichtet.

Der Südosten in der Anbauschlacht

Eine Übersicht über landwirtschaftliche Tatsachen und Planungen im Südosten gab die in Belgrad erscheinende „Donauzeitung“ (15. 3.):

Die Herbstsaaten, die infolge des im Vorjahre sehr früh einsetzenden Winters teilweise nicht in dem geplanten Umfang durchgeführt werden konnten, haben nach den übereinstimmenden Berichten der Donauländer gut überwintert. Vereinzelte Ausfälle sind dadurch eingetreten, daß die Stürme den Schnee von den Feldern wegwehten oder in hohen Dünen zusammentrieben, so daß die Saaten erfroren bzw. erstickten. Überall sind die umfassenden Anbaupläne aufgestellt und teilweise mit sehr hohen Millionenbeträgen ausgestattet. Im Rundfunk und in den Zeitungen haben die Ministerpräsidenten einen Appell an die Bevölkerung gerichtet, in diesem Jahre kein Fleckchen Erde unbaut zu lassen. Ein Blick auf die Hektarerträge zeigt, welche Reserven Südosteuropa im landwirtschaftlichen Sektor noch mobilisieren kann, wird doch im Donaoraum durchschnittlich je Hektar nur die Hälfte dessen geerntet, was der deutsche Bauer durch intensive Bearbeitung aus seinem Boden herausholt. In Kontinentaleuropa leben zur Zeit 343 Millionen Menschen; bei voller Ausnutzung aller Möglichkeiten können von den Erträgen der europäischen Landwirtschaft nach genauesten Berechnungen aber 460 Millionen Menschen ernährt werden. Eine Mehrleistung von nur 1,5 bis 2 Doppelzentner je Hektar Getreide würde genügen, um den europäischen Einfuhrbedarf zu decken.

Bulgarien

In Bulgarien, das von den Ländern des Südostens die höchsten Hektarerträge erzielt, setzte der Ministerrat einen Generalkommissar für die Frühjahrsbestellung ein. Vorgesehen ist, die Baumwollanbaufläche, die vor zehn Jahren nur 3000 ha betrug, im laufenden Jahr auf 70 000 ha zu erweitern. Ferner wird die Anbaufläche für Zuckerrüben von 19 000 auf 28 000 ha vergrößert. Dadurch wird Bulgarien in die Lage versetzt, seinen Zuckerbedarf selbst zu decken. Auch die bulgarische Kartoffelanbaufläche, die im Vorjahr nur 2500 ha umfaßte, wird in diesem Jahre beträchtlich vergrößert; hierfür ist ein Teil der im Herbst unbestellt gebliebenen Getreideanbauflächen vorgesehen. Für den Anbau von Sojabohnen sind insgesamt 70 000 ha vorgesehen; es stehen hierfür 30 t Saatgut zur Verfügung. Um den Bedarf der Textilwirtschaft an Faserpflanzen zu decken, ist eine weitere Ausdehnung der Hanfanbaufläche, die im vorigen Jahre 30 800 ha betrug, beabsichtigt.

In den letzten Jahren ist Bulgarien dazu übergegangen, neben den Orienttabaken auch Virginiatabak anzubauen. Auch der Reisanbau in Oberthrazien wird ausgedehnt. Weiter sind Maßnahmen zur Förderung der Viehzucht vorgesehen. Es werden 600 000 Pflüge, 230 000 Mäh- und Dreschmaschinen und 3000 Garbenbinder gebraucht. 15 000 t Handelsdünger sollen aus Deutschland, weitere aus Ungarn u. a. Ländern eingeführt werden.

Griechenland

Nach Mitteilung des Landwirtschaftsministeriums ist der Getreideanbau in diesem Jahre zufriedenstellend. Die Anbauflächen konnten gegenüber dem Vorjahr vergrößert werden. Bei den Bestellungsarbeiten wurden die griechischen Bauern von den deutschen Stellen unterstützt. Nach dem Beispiel anderer Südostländer wird die Anbaufläche für Reis erweitert; die Erzeugung betrug in den letzten Jahren bereits 4500 t. Auch die Kartoffelanbaufläche wird ausgedehnt. Olivenöl, Feigen, Weintrauben, Korinthen, Wein und Tabak, deren Absatz in Europa gesichert ist, sollen noch mehr als bisher erzeugt werden.

Kroatien

Durch Flurbereinigungen, Bodenverbesserung, Schaffung neuer Bauernstellen, Innenkolonisation, Ent- und Bewässerung soll in einem Fünfjahresplan die Anbaufläche vergrößert und der Boden intensiver ausgenutzt werden. Allein durch die Regulierungsarbeiten bei Agram, die jetzt wieder aufgenommen wurden, werden bis Ende d. J. 10 000 ha fruchtbares Ackerland gewonnen. Um den Anbau ölhaltiger Pflanzen zu fördern, hat das Landwirtschaftsministerium 70 Waggons Sojabohnen für die Frühjahrsaussaat bereitgestellt. Kroatien kann sich in normalen Erntejahren ausreichend selbst versorgen; durch die gesteigerte Erzeugung von Nahrungsmitteln will es seinen Beitrag zur Ernährungssicherung des Kontinents leisten.

Rumänien

Das rumänische Anbauprogramm sieht für dieses Jahr eine Vergrößerung der Sommerweizen- und Sommergerstenfläche vor. Weiter soll der Hafer-, Hirse-, Hopfen-, Reis-, Kartoffel- und Hülsenfruchtanbau gesteigert werden. Auch eine Vergrößerung der Öl- und Faserpflanzenanbaufläche und eine Steigerung der Gemüseerzeugung sind vorgesehen. In jedem Gebiet sollen nur die Pflanzen angebaut

werden, die den höchsten Ertrag erbringen. Die Regierung erfordert daher von den Bergbauern die Aufgabe des Maisanbaues, da dieser in den feuchten höheren Lagen nicht gut gedeiht.

Zur Sicherung der notwendigen Aussaat stellte Marschall Antonescu neben einem Darlehen von 800 Mill. Lei einen Kredit von 300 Mill. Lei zur Verfügung. Die rumänischen Landwirtschaftskammern haben für alle Bauernhöfe mit mehr als 25 ha Anbaupläne ausgearbeitet, die den zweckmäßigsten Anbau und den besten Einsatz der Arbeitskräfte und Landmaschinen verbürgen. Die Firmen, die sich mit dem Bau von Landmaschinen beschäftigen, wurden aufgefordert, rechtzeitig Maßnahmen zur Versorgung der Landwirtschaft mit Maschinenersatzteilen zu treffen, damit jede Verzögerung im technischen Betrieb vermieden wird.

Um die Frühjahrsbestellung zu sichern, haben die Militärbehörden verfügt, daß auch in diesem Jahre Bauern und Landarbeiter vom Militärdienst beurlaubt werden. Die Anbaufläche von Hanf, die im vorigen Jahr 50 000 ha betrug, wird in diesem Jahr vervierfacht. Die Anbaufläche für Tabak wird auf 35 000 gegen 20 000 ha im Vorjahre ausgedehnt. Dadurch erhalten insgesamt etwa 80 000 Bauernwirtschaften eine zusätzliche Verdienstmöglichkeit. Zur Durchführung dieser Pläne wurden vom Landwirtschaftsministerium bereits 1,6 Mill. kg Hanfsaat und 450 000 kg Baumwollsaamen versandt, weiter 1219 Waggons Gerste, 543 Waggons Hafer und 75 Waggons Frühjahrsweizen. Aus Bulgarien wurden 1200 kg Mohrrüben sowie 5 Waggons Steckzwiebelsamen bezogen.

Ungarn

Durch die Rückgliederung der wiedergewonnenen Gebiete hat sich die Bodenfläche Ungarns auf rund 70 Mill. ha vermehrt, von denen 50% auf Ackerland, 21% auf Wälder und 20% auf Wiesen und Weiden entfallen. Um die landwirtschaftliche Erzeugung zu steigern, hat die Regierung 1 Mrd. P. zur Verfügung gestellt. Im Zuge des neuen Zehnjahresplanes sollen zur Verbesserung des Getreideanbaues jährlich 24 000 t Weizen, 11 000 t Roggen, 6300 t Gerste, 4000 t Ha-

fer und 6600 t Mais als Qualitätssaatgut zu besonders ermäßigten Preisen verteilt werden.

Türkei

Die türkische Regierung hat dem Landwirtschaftsministerium 1 $\frac{1}{2}$ Mill. Tpf. für dieses Jahr zur Verfügung gestellt. Für die Verteilung von Saatgut wurde ein weiterer Kredit von 2,6 Mill. Tpf., für den Einsatz der Landmaschinen ein solcher von 600 000 Tpf. bewilligt. Neben der Erzeugung von Brotgetreide wird der Anbau von Mais und Hirse gesteigert. Besonderen Wert legt die Regierung auf den Kartoffelanbau, der in diesem Jahre von 37 250 auf 75 000 ha erhöht wird, die etwa rund 500 000 t erbringen. Um dem Mangel an Arbeitskräften abzuhelpen, wurden besondere Schulferien eingelegt.

Die von der Regierung eingeleitete Aktion, Landarbeiter und bodenarme Landwirte durch Gewährung von Landzulagen zu Vollbauern zu machen, hat bereits gute Erfolge gehabt. In den letzten sechs Monaten wurden dafür 9300 ha an 6265 Bauernfamilien in 99 Dörfern vergeben. Für die Verteilung von Staatsboden stehen noch etwa 100 000 ha zur Verfügung.

Hand in Hand mit den Maßnahmen der südosteuropäischen Regierungen zur Steigerung der Ertragsfähigkeit und restlosen Ausnutzung der Anbauflächen gehen die Bestrebungen, durch den Bau von Silos die Ernteverluste zu verringern. Geplante und im Bau befindliche Konserven- und Marmeladefabriken sollen dafür sorgen, daß die Erzeugnisse an Ort und Stelle verarbeitet werden können, um Verluste durch Transport und Fäulnis zu vermeiden. Geschlossen wird dieser Ring durch den Ausbau der Kühlkette, von Kühlhäusern, Kühlwagen und Kühlschiffen, die die leicht verderblichen Lebensmittel vom Erzeugungsort dem in- und ausländischen Verbraucher zuführen.

Die südosteuropäischen Länder sind wichtige Mitspieler in der europäischen Erzeugungsschlacht. Daß sie sich dieser hohen Aufgabe bewußt sind, werden die Leistungen der Bauern des Donauraumes in diesem Jahre beweisen.

Geopolitik des Roten Meeres

Die Monatsschrift „Rassegna Italiana“ brachte in der Ausgabe vom 15. März eine kurze, aber eingehende Studie der Vorgänge, die sich um Arabien und in Eritrea abspielten.

„Wir teilen nicht die Verwunderung und die Enttäuschung, die viele Italiener bei der Nachricht vom Abbruch der diplomatischen

Beziehungen zwischen Italien und Saudi-Arabien empfanden. Wir möchten im Gegenteil feststellen, daß dieser Abbruch erheblich spä-

ter eintrat, als viele dachten, die schon vor Monaten jeden Widerstand Ibn Sauds gegenüber dem Druck der Engländer und ihrer Vasallen im Nahen Osten für unhaltbar hielten.

Ein Blick auf die Landkarte zeigt die arabischen Halbinsel von allen Seiten von Gebieten umgeben, die die Briten mit Hilfe ihrer Truppen beherrschen. Im Westen ist Saudi-Arabien infolge seiner Gliederung äußeren Einflüssen besonders zugänglich, zumal das Leben sich auf dem Küstenstreifen konzentriert. Die Einkreisung wurde vollständig, als Italienisch-Ostafrika von den Briten besetzt wurde und somit jener wichtige Faktor der Zusammenarbeit und des Gleichgewichts ausfiel, den unsere Anwesenheit im Roten Meer darstellte.

Wenn auch Ibn Saud im Vergleich zu anderen Orientstaaten eine Außenpolitik führte, der es an Würde und Selbständigkeit nicht fehlte, so war er aus vielen Gründen dennoch vom guten Willen der Engländer abhängig. Infolge des Krieges wurden diese Gründe nur noch zahlreicher, insbesondere auf dem Gebiete der elementarsten Lebensbedürfnisse. Daher konnte er dem Druck Londons nicht länger widerstehen und nicht mehr ein Verlangen auf Abbruch der Beziehungen mit Italien zurückweisen, das angesichts der sich häufenden Anzeichen von Ereignissen wohl als besonders dringlich hingestellt wurde, die sich vermutlich in nicht mehr ferner Zeit in der Mittelmeer-Levante und der Gegend des Kaukasus abspielen werden. Von diesen Erwägungen ließ sich die Erklärung leiten, die die italienische Regierung abgab, als das Personal unserer Gesandtschaft in Djedda die Heimreise antreten mußte. Ihre Erklärung zeigt tiefes Verständnis für Ibn Sauds Lage; er wird sie sicherlich gewürdigt haben und sich ihrer im günstigen Augenblick dankbar erinnern.

Aber das Rote Meer ist augenblicklich nicht nur durch unsere Abwesenheit und die verstärkte Anwesenheit der Engländer zu einem Brennpunkt geworden. Ein neuer Tatbestand hat den Entschluß des arabischen Herrschers uns gegenüber mit beeinflusst: die Festsetzung der USA. in der Kolonie Eritrea.

Schon seit mehreren Monaten sind amerikanische Techniker in Massaua und Asmara beim Bau eines großen Stützpunktes tätig, der der Sammlung, Verteilung und Reparatur von Kriegsmaterial und Anhäufung aller für langwierige Operationen erforderlichen Vorräte dienen soll. Große Werkstätten zur Montage von Flugzeugen und zur Reparatur von Panzern und Kraftwagen, große Brennstofflager und neue Hafenanlagen sollen schon fertiggestellt sein. Die eritreischen Eisenbahnen wurden durch eine neue Strecke mit dem angloägyptischen Sudannetz verbunden, und von Eritrea soll nach Ägypten längs der Küste eine große Verkehrsstraße gebaut werden.

Es verlautete, daß der Stützpunkt dem Nachschub der britischen Armeen im Mittleren Orient dienen soll, der 8. Armee in der Cyrenaika, der 9. in Palästina und Syrien sowie der 10. im Irak und Iran. Es ist aber nicht ausgeschlossen, daß, der Ankündigung Roosevelts entsprechend, die USA. auf allen Schlachtfeldern mit Streitkräften auftreten sollen, amerikanische Kontingente für Eritrea bestimmt sind, um von dort aus den britischen Bundesgenossen überall, wo nötig, zu Hilfe kommen zu können. Dies ist eine Vermutung, aber sie ist sicherlich begründet. In den kommenden Monaten wird sich also zeigen, ob das Sternenbanner mehr im Osten als im Westen flattern wird: im Dienste jenes Afrika, das nach einer verbreiteten Ansicht für den weiteren Verlauf des Ringens der Kontinente kennzeichnend sein wird.“

Ein Feldzugsplan gegen den Bolschewismus

Um den Gedanken der europäischen Einheit gegen den Bolschewismus zu untermauern, erinnerte die „Brüsseler Zeitung“ (3. 3.) an die Pläne, die die französische Wehrmacht am Ende des Weltkrieges gegen Moskau entwickelte.

„Der Gedanke, den Ostraum in den europäischen Lebensbereich einzugliedern, ist durch die Jahrhunderte hindurch lebendig geblieben. Von General Foch stammt das Wort: „Die Verbündeten haben den Krieg verloren, wenn ihnen eine befriedigende Lösung der bolschewistischen Frage nicht gelingt.“ Auch Foch forderte eine europäische Lösung nach Osten hin. Er war entschlossen, in den Märztagen 1919 mit einer Demonstration der alliierten Ordnungsmächte „quer durch das Europa der

Unordnung“ eine englisch-französische Armee über München—Wien—Lemberg nach dem Osten zu schicken, und er entwickelte gleichzeitig den fest umrissenen Plan von der französischen Mission als europäischer Ordnungsmacht. Dieser Plan war nicht nur bedingt durch die aus dem Inneren des Generalissimus entspringende Abneigung gegen das verworrene Getriebe der Räterevolution und die Furcht, daß durch den Frieden zu Brest-Litowsk (3. 3. 1918) das erschöpfte Deutsch-

land mit seiner immer noch großen Industriekapazität und das sowjetische Riesenreich mit den ruhenden Bodenschätzen und landwirtschaftlichen Nutzungsmöglichkeiten einen kontinentalen Block bilden könnten. Er wandte sich nicht nur instinktiv gegen den Aufstand der Masse, sondern erblickte in der Schaffung einer östlichen Ergänzungsbasis auch die große geschichtliche Möglichkeit Frankreichs, das dem erschöpften Europa als Pionier im Osten neue Lebenskraft einflößen sollte.

Vor dem Zehnerrat befürwortete Foch am 25. Februar 1919 die Ausstellung einer 'Randstaatenarmee' (bestehend aus Griechen, Serben, Rumänen, Polen, Tschechen, Esten und Ukrainern), die zusammen mit den französischen Truppen gegen die Sowjetunion operieren sollte. Als am 15. Dezember 1918 Wilson in Brest ankam, erhoben der 'Matin' und andere französische Nachrichtenblätter bereits die Forderung nach einer 'Heiligen Allianz' und dem 'Kreuzzug gegen Moskau'.

Der französische Plan sah die Bildung einer alliierten Invasionsfront von Odessa über die Krim nach Baku vor, die als weitere Basis gegen Zentralrußland zur Linie Lemberg—Kiew—Charkow—Rostow ausgebaut werden sollte. Foch forderte gleichzeitig mit der militärischen Grenze am Rhein für Frankreich freie Hand in der Ukraine und im östlichen Donezgebiet, während sich England die Erdölgebiete bei Baku, im Kaukasus und am Kuban vorbehielt. Zwei Tage nach der Ankunft

Wilsons in Frankreich begann der Feldzug Fochs gegen Sowjetrußland. Am Mittag des 17. Dezember 1918 landeten die ersten französischen Divisionen im Hafen von Odessa, nachdem bereits seit dem 23. November 1918 20 000 Mann englischer Truppen die Erdölquellen und die Eisenbahn von Batum über Tiflis nach Baku sicherten.

Die Meinungsverschiedenheiten zwischen der amerikanischen, englischen und französischen Politik, die aus der sowjetischen Frage erwuchsen, ließen Fochs Gedanken nicht zur Durchführung kommen. Die Amerikaner wünschten nicht, daß Sowjetrußland mittels amerikanischer Waffen und Truppen zur Stärkung des europäischen Kontinents in den Machtbereich der Franzosen eingefügt werden solle. England lehnte eine Stärkung der französischen Position ebenfalls ab, und außerdem waren die beiden führenden französischen Exponenten der damaligen Politik in ihrer Planung uneins. Der Politiker Clemenceau fürchtete die entscheidende Machtanreicherung des Soldaten Foch, der an sich schon stets versucht hatte, über das Militärische hinaus in die Politik einzugreifen. Der ganze russische Plan Fochs war ohne Zweifel vom Vorbild Napoleons beeinflusst, dessen Kriegstaktik den französischen Generalissimus ebenfalls stark beeindruckt hat. Der Ministerpräsident und Kriegsminister Clemenceau wäre vom Glanze Fochs als siegreicher Feldherr gegen die Sowjetmacht überstrahlt worden."

Methoden der USA-Plutokratie

In nüchterner Wissenschaftlichkeit wurde von USA-Gelehrten das System des nordamerikanischen Imperialismus lange vor diesem Krieg festgestellt (1926). Unsere Leser werden der nachfolgenden Aufstellung aus eigener Kenntnis neue Formen einfügen können, die der Roosevelt-Wahn geboren hat.

Während man unmöglich behaupten kann, daß im Verhältnis zwischen wirtschaftlichen Kapitalanlagen und auswärtiger Politik eine unentfliehbar ursächliche Verkettung bestehe, haben die Erfahrungen der Vereinigten Staaten innerhalb der letzten 12 Jahre etwa folgende Entwicklung genommen: 1. Das Kapital wandert außer Landes, doch zunächst ohne politische Auswirkungen; so bei den wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Kanada und den Vereinigten Staaten. 2. Das ins Ausland abgewanderte Kapital stellt alsbald Ansprüche an die fremden Regierungen, innerhalb deren Jurisdiktion seine Anlagen gelegen sind. Diese Ansprüche werden erhoben auf Grund von Konzessionen, Bankverträgen u. dgl. 3. Amerikanische Interessenten haben drei Jahrzehnte lang daran gearbeitet, in China Konzessionen zu erwerben. Die Bemühungen, die Erdölgewinnung in Vorderasien in die Hand zu bekommen, währen schon mehr als zwölf Jahre. 4. Das Einströmen amerikanischen Kapitals und die Teilnahme seiner Vertreter am einheimischen Leben führt zu tätiger Einmischung in die innere Politik der Fremdländer, wie bei Hawaii und Mexiko. Diese Einmischung kleidet sich in die Formen der Begünstigung und geldlichen Unterstützung von Revolutionen. 5. Wo den Kapitalgebern der Vereinigten Staaten seitens der einheimischen Behörden nicht in wünschenswerter Weise begegnet wird, gehen die ersteren die Regierung der Vereinigten Staaten um Unterstützung an. In einer Reihe von Fällen haben dann die Streitkräfte der Vereinigten Staaten in die inneren Angelegenheiten von Ländern, wie Haiti, San Domingo und Nikaragua eingegriffen. 6. Wenn ein Gebiet die Oberherrschaft der Vereinigten Staaten anerkannt hat, hört die militärische Besetzung auf. 7. Als letztes der Reihe kommt die Eroberung des Gebietes mit bewaffneter Hand in Betracht (Philippinen); dann der Gebietskauf (Virgin-Inseln) ohne Berücksichtigung der Wünsche der Einwohner, die nun unter amerikanische Oberherrschaft zu stehen kommen.

Aus: Nearing-Freemann, Dollar-Diplomatie, deutsch Berlin 1927, S. 33.

ZEIT UND RAUM

Vom 1—21. III. 1942¹⁾.

Von dem Verlauf des deutschen Ostfeldzuges von 1942 hängen Aufstieg und Untergang von Herrschafts- und Lebensformen auf der ganzen Erde ab. Das war das Grundgefühl der Erwartung, das die kurze Zeitspanne zwischen dem russischen Winter und Frühling bestimmte.

Die europäische Ostfront: eine Gefahr für Moskau

Der Verlauf der „wechselsvollen“ Kämpfe (vgl. S. 160 d. lfd. Jhrgs.) an der Ostfront wurde mehr noch als schon im Januar und Februar von einer drohenden deutschen Offensive bestimmt. Wieder versuchte der Gegner, die deutsche Abwehrfront zu erschüttern und damit die Ausgangspositionen einer Offensive zu zerbrechen. Die Initiative seiner opferreichen Angriffsunternehmungen stieß aber überall auf die überaus aktive deutsche Gegenwehr, die aus der „Winterlinie“ heraus zu zahlreichen Gegenoffensiven und bedeutenden örtlichen Erfolgen führte. „Die Geschichte wird nun wohl schon in wenigen Monaten festzustellen in der Lage sein, ob das Hineinwerfen von Hekatomben russischer Leben in diesem Kampf eine militärisch richtige oder falsche Handlung war“, sagte der Führer am Heldengedenktag (12. 3.).

Die alliierte Berichterstattung aus Moskau über den Verlauf der Winterschlachten war von Dezember bis Februar von dem Gedanken bestimmt, einen stimmungsmäßigen Ausgleich gegen die schweren Niederlagen im pazifischen Raum zu schaffen. Jetzt hingegen suchte sie dem Eindruck entgegenzuwirken, als ob die Kriegsentscheidung nicht schon im Sommer 1942, sondern erst später zu erwarten sei. In dem Bestreben, die Notwendigkeit rascher Hilfe aus England und USA. zu unterstreichen, hörte sie mit propagandistischen Übertreibungen auf. Kaum eine Meldung eines lokalen Erfolges blieb ohne einen auf die unüberwindene deutsche Stärke hinweisenden Zusatz.

So z. B. die Exchange-Meldung aus Moskau vom 12. 3.: „Im Abschnitt von Staraja Russa ist eine Reihe von Erfolgen zu verzeichnen, obgleich nicht davon gesprochen werden kann, daß die Russen dem Sieg nahegekommen wären. Die deutsche Heeresleitung wirft ununterbrochen Verstärkungen in den Kampfabschnitt. Das russische Oberkommando unternimmt alle Anstrengungen, den Widerstand zu brechen.“

Oder in der Meldung vom 13. 3., die sogar zum ersten mal wieder seit November von einer Gefahr für Moskau sprach: „Eine Reihe von Feststellungen ließen die deutsche Absicht erkennen, die Frühjahrsoffensive nicht nur in der Ukraine, sondern vor allem auch direkt gegen Moskau zu entfesseln. Die deshalb unter dem persönlichen Befehl von General Schukow vorge-

tragenen Operationen führten zu einem Einbruch auf einer Breite von $3\frac{1}{2}$ km. Die deutschen Verteidigungsstellungen sind sehr stark und vor allem tief gestaffelt, so daß General Schukow noch vor großen Aufgaben steht, bevor die Gefahr für Moskau als aufgehoben gelten kann.“

Aber diese Aufgabe wurde offensichtlich nicht gelöst: „Exchange“ hatte aus Moskau in den nächsten Tagen aus diesem Raum keine weiteren Erfolge zu melden. Ebenso nahmen die Moskauer Nachrichten aus anderen Frontabschnitten durchweg im zweiten Satz zurück, was sie im ersten Günstiges behauptet hatten.

Die „alliierte“ Berichterstattung aus Moskau fand also endlich, daß die Realistik der Darstellung der eigenen Seite auf die Dauer am besten dient.

Eine Front vom Weißen Meer zum Indischen Ozean und Mittelmeer

Während selbst einem ungewöhnlich langen russischen Winter die soldatischen Kräfte ein ununterbrochenes schweres Ringen abtrotzten, führten die klimatischen Bedingungen an der nordafrikanischen Front zur Einstellung eigentlicher Ope-

¹⁾ Um den kriegsbedingten Verzögerungen des Erscheinens entgegenzuwirken, wird der Abschluß der Übersicht auf den 21./3. des jeweiligen Vormonats gelegt.

rationen; im März wurde nur fortwährende gegenseitige Aufklärungstätigkeit in den im Gegenstoß des Februar eroberten Räumen gemeldet. Auch diese Front stand im Zeichen kommender Entscheidungen und erwies sich als eine, nur durch die Insel der ihre Neutralität von neuem betonenden Türkei zu Lande unterbrochene, durch die Einheit des Luftraumes jedoch zusammenhängende Verlängerung der Ostfront.

Während im Lager der Achsenmächte keine publizistische Stimme irgendeine Vermutung über die Stoßrichtung kommender kriegsrischer Unternehmungen bestärkte oder entkräftete, erging sich der Chor der alliierten Stimmen auf Grund der geopolitischen Lage in Erwägungen über die Wahrscheinlichkeit einer deutsch-italienischen Offensive aus den Mittelmeerpositionen nach Osten mit dem Ziel, Hand in Hand mit einem aus Norden kommenden Vorstoß den vordringenden japanischen Streitkräften die Hand zu reichen und dadurch das indopazifische Mittelstück des

anglo-amerikanischen Machtbereichs herauszubrechen.

Es entspricht dieser Auffassung, daß die USA. in Eritrea einen umfangreichen operativen Stützpunkt ausbauen. Ihr kam zugleich entgegen, daß die japanischen Streitkräfte, die im März praktisch ganz Borneo unter ihre Herrschaft brachten, die Hauptstadt von Sumatra, Medan sowie ganz Timor besetzten und vor allen Dingen die alliierten Streitkräfte auf Java zur Kapitulation zwangen, weniger, wie ursprünglich vermutet, gegen Australien als zu Lande gegen Birma und zur See gegen Indien vorstießen.

Europa im Kampf um die Ernährung

Die Zusammenfassung aller staatlichen Machtkräfte für die kommende weltkriegsgeschichtliche Entscheidung des Jahres 1942 entschied auch die Lebenshöhe nahezu der ganzen Bevölkerung Europas.

Die überragende Notwendigkeit, die Bodenerträge des seit Juni 1941 im Osten eroberten Raumes zu erhalten und zu steigern, bestimmte die von Reichsminister Rosenberg erlassene Agrarordnung; die Neuordnung nach europäisch-bäuerlichen Idealen konnte in der Hauptsache sogleich nur auf dem Gebiete der Viehzucht verkündet werden; darüber hinaus blieb sie das Ziel siegreicher Friedensarbeit. Die gleiche Notwendigkeit, alle Kräfte auf den Krieg und Sieg zu konzentrieren, zwang unter den Nachwirkungen unzureichender Ernten wohl in ganz Europa zur Verringerung der Lebensmittelzuteilungen. In Italien wurde die Brotration von 250 auf 150 g täglich bis zur nächsten Ernte herabgesetzt. In Finnland führte die witterungsbedingte Verzögerung deutscher Lieferungen zum Einsatz von Saatgetreide für die Volknernährung.

Unter dem Zwang der Blockade führte die Notwendigkeit, die Kriegsrüstung aufrechtzuerhalten und zu steigern und rund elf Millionen nichtdeutscher Europäer zu erhalten, dazu, die Rationen im Deutschen Reichsgebiet ab 6.4. herabzusetzen. Daher gingen die reichsdeutschen Wochenrationen für den Nor-

malverbraucher (rund 40% der Bevölkerung) zurück um 250 auf 2000 g Brot, um 100 g auf 300 g Fleisch, um 63 g auf 206 g Fett.

Diese Rationen lagen durchweg und zum Teil, namentlich hinsichtlich der Zulagen für Schwer- und Schwerstarbeiter, erheblich über den Rationen des entsprechenden Weltkriegsjahres 1917 mit 1820, 250, 100 g Brot, Fleisch und Fett. Gegen das 1917 die Widerstandskraft zermürende Gefühl, daß sich unter solchen Umständen wenige auf Kosten der Allgemeinheit bereichern konnten, schützten diesmal die schweren Zuchthaus- und in schwersten Fällen Todesstrafen gegen gewinn-süchtige Hamsterer.

Immerhin machte die anglo-amerikanische Blockade Europas im März, in einem Rest von Gemeingefühl, wenigstens an der einen Stelle halt, wo sie auf eine unmittelbare physische Vernichtung einer nicht kämpfenden Bevölkerung hinauslaufen würde. Die auf die Zufuhr aus Übersee angewiesene Bevölkerung des griechischen Küsten- und Inselstaates würde ohne die Lieferung von 30000 to Getreide bis zur nächsten Ernte zugrunde gehen. Dank schweizer, schwedischer, portugiesischer, argentinischer, türkischer Vermittlung konnten einige Schiffe mit Lebensmitteln aus Göteborg, Lissabon, Beirut in Fahrt gesetzt werden, um dem äußersten vorzubeugen.

USA-Expansion und -Reklame

Die Haltung und Kriegführung der USA. war auch Anfang März noch durchaus von jener Psychologie der Reklame und Selbstanpreisung erfüllt, die das Gesicht der kapitalistischen Wirtschaft und damit auch des demokratischen Staates bestimmt.

Eine Kreditvorlage über 32,3675 Milliarden Dollar wurde von Roosevelt nicht nur unterzeichnet (3. 3.): es wurde zugleich verkündet, daß es sich um den größten, in der Welt jemals bewilligten Kredit handele; er allein übersteige die gesamten us.-amerikanischen Weltkriegskosten um mehrere Milliarden.

Die Publikation solcher, allerdings gigantischer, alles bisher Dagewesene übertreffender Finanzaufstellungen diente dem doppelten Zweck, über die seit dem 8. 12. sich häufenden Niederlagen im pazifischen Raum fortschrittsoptimistisch sich selbst hinwegzuhelfen und der übrigen Welt eine ungeheure Wirtschaftskraft und damit Kriegsmacht vorzustellen. Für die

nichtanglo-amerikanischen Völker aber, die die Vernichtung der kapitalistischen Kreditwirtschaft durch Inflationen erlebten, wurde in solchen Zahlen nur deutlich, daß eine längere Kriegsdauer um so sicherer zur Lähmung und Vernichtung der Wirtschaft der USA. und der angeschlossenen Dollargebiete von innen her führt.

Unter wiederholten Moskauer Hinweisen, daß keine Zeit zu verlieren und die eigentliche Kriegsentscheidung 1942 zu erwarten sei, begann sich in USA. ein Gefühl zu regen, dem Generalstabschef Marshall vor dem Senat im März Ausdruck verlieh: „Es ist nicht weiter zu verantworten, daß ein großer Teil unserer Streitkräfte und unseres wertvollen Materials auf dem amerikanischen Kontinent brach liegt; es ist jetzt an der Zeit, etwas zu unternehmen, um den Krieg in feindliches Gebiet zu tragen.“

An praktischen Unternehmungen in dieser Richtung wurden im März freilich nur die Entsendung weiterer us.-amerikanischer Truppen nach Nordirland sowie die Ankunft einiger Geleitzüge mit amerikanischen Truppen in Australien bekannt. Die amerikanische Beteiligung an der Verteidigung Javas war, wie sich aus den japanischen Gefangenenzahlen ergab, äußerst gering. Sonst beschränkte sich die amerikanische Expansionsstätigkeit auf die anlässlich von Schiffsversenkungen durch deutsche U-Boote im hohen Norden bekanntgewordene Versendung von Kriegsmaterial an die europäische Ostfront; eine Washingtoner Meldung (11. 3.) rühmte allerdings, daß bereits Rüstungslieferungen im Werte von 2,5 Milliarden Dol-

lar an nicht weniger als 34 Staaten gegangen seien.

Am aktivsten waren die USA. in der Entsendung von Missionen und Generalen. Der Verteidiger der Philippinen, General MacArthur, übernahm das Kommando über den Südwestpazifik und damit Australien, General Stillwell das über die in Birma im Abwehrkampf stehenden chinesischen Armeen. Eine Mission von us.-amerikanischen „Wirtschaftsachverständigen“ traf in Indien ein, um die dortige Regierung bei der Entwicklung einer Rüstungsindustrie zu beraten; ihr Leiter Johnson betätigte sich aber vor allem als Verbindungsmann Roosevelts während der indischen Verhandlungen über die Einschränkung und Aufgabe der englischen Herrschaft über Indien.

Englands Kriegführung der ‚fleet in being‘.

Den Verlust Singapurs und aller pazifischen Machtstellung ertrug England den Winter über dank der Hoffnung auf Sowjetsiege und die schließliche Rettung durch die us.-amerikanische Rüstungsexpansion. Dem Scheitern der strategischen Sowjetoffensive und dem Bestehen Moskaus auf Intensivierung der Kriegführung zum Trotz blieb die britische Grundhaltung noch immer unerschüttert, jeden Krieg zu Lande durch andere führen zu lassen.

Wie der Handstreich gegen die 20 km nördlich von Le Havre gelegene deutsche Sendeanlage von Bruneval (28. 2.) (vgl. lfd. Jahrgang, S. 162), diente der Überfall auf die einst eigens für die „Normandie“ gebaute Schleusenanlage von St. Nazaire in der Loire-Mündung (28. 3.) mehr der psychologischen

Entlastung von dem Druck sichtbarer Untätigkeit als der vorgeschobenen seemännischen Absicht, damit die eine für eine „Tirpitz“ geeignete Dockanlage an der Atlantikküste zu zerstören. Ebenso war die englische Luftstrategie nach wie vor von den Traditionen der ‚fleet in being‘ bestimmt.

Luftfahrtminister Sinclair legte sie (4.3.) unmißverständlich dar: Die RAF entlaste die Sowjetfront; sie blinde durch ihr Dasein deutsche Jagdstaffeln in Frankreich, erzwingt die Stationierung von Nachtjägerverbänden in ganz Deutschland, halte deutsche Geschwader über Malta und Afrika fest, sichere Geleitzüge auch an der englischen Ostküste; RAF-Piloten und Bodenpersonal hätten in Murmansk Sowjetflieger auf englischen Flugzeugen ausgebildet. Die RAF bilde also bereits die „zweite Front“, war die unausgesprochene Schlußfolgerung. Sinclairs Ankündigung, die Bomberoffensive gegen Deutschland nach Eintritt besseren Wetters wiederaufzunehmen, wurde in England dementsprechend geteilt aufgenommen; man fand Bombenangriffe gegen Ziele tief in Feindesland zu

kostspielig; seine Behauptung, „Aachen und Münster seien bestimmt verwüsteter als Coventry und Plymouth“, stieß auf Unglauben. Die Erklärung, „die englischen Piloten sind die einzigen Streikkräfte, die 1942 vernichtende Schläge im Herzen Deutschlands auszuführen in der Lage“ seien, wirkte weniger tröstlich denn als Eingeständnis der Schwäche.

Die Vernichtung von Stadtfaltertürmen im Kern Lübecks befremdete in Skandinavien derart, daß die „Times“ ein Elaborat über die kriegswichtige Rolle der Stadt für die Versorgung der deutschen Truppen im Osten veröffentlichte: angesichts der Eisverhältnisse der Ostsee vermochte es auch dort den Eindruck willkürlicher barbarischer Wertvernichtung oder totaler fliegerischer Unfähigkeit nicht auszugleichen.

Der Gegengriff gegen die feindliche Versorgung

Blieb so die englische Kriegführung passiv und auf Kräfteentzug und Aushöhlung des Gegners von innen her ausgerichtet, trafen die japanischen, italienischen und deutschen Marine- und Luftflottenerfolge die gegnerische Versorgung an allen erreichbaren Punkten schwer. Dem Angriff gegen den Rüstungsnachschub an die Ostfront durch das Eismeer entsprachen die fast täglichen Schläge gegen Malta, die Luftangriffe auf Gibraltar bis zum Suezkanal; die Operationen der japanischen Luft- und Seestreitkräfte im Meerbusen von Bengalen beeinträchtigten und vernichteten die Versorgung der englisch-chinesischen Truppen an der Burmafront. Vor allem aber legten die noch weiter ansteigenden deutschen U-Booterfolge den starken Verkehr von der pazifischen zur atlantischen Küste der USA. und den Küstenverkehr zwischen Süd- und Nordamerika in einem Grade lahm, daß für die amerikanische Rüstungswirtschaft unvorhergesehene und unbewältigte Probleme auftauchten. Der Würgegriff wurde mit Würgegriffen erwidert.

UNSERE MITARBEITER:

Gustav Fochler-Hauke, 36 j., nach Besuch der Mittelschule in der Wirtschaft tätig; Faltboot- und Skifahrten in Europa bis zum Schwarzen Meer, Euphrat und Indien. Nahm 1926 an der Expedition Fenzl in Süchina teil, bestand 1931 in München die Begabtenprüfung, studierte dort Geographie, Geologie, Meteorologie, Völkerkunde; promovierte 1934 und habilitierte sich 1935 für Geographie; unternahm 1935/36 eine Expedition in die Mandschurei. Seit 1936 wissenschaftl. Direktor der Deutschen Akademie, seit 1938 Dozent an der Universität München, seit 1940 bei der Wehrmacht als Infanterist. Sonderführer, Freiwilliger in einem Skijägerbatl. vor Moskau, nahm mit Wort und Waffe an der Partisanenbekämpfung teil. Zur Zeit schwer verwundet im Helmatlazarett. (München 27, Geibelstr. 15.)

Paul Herrmann, 66 j., studierte Rechte und Volkswirtschaft in Halle und Leipzig; bereiste Dänemark, Schweden, Norwegen, Italien, USAmerika; ging Frühjahr 1914 nach Rußland zum Studium der Auswir-

kung der Stolypinschen Agrargesetzgebung, Herbst 1921 nach Rußland zwecks Aufnahme der Handelsbeziehungen; schloß 1928 in der Türkei unter Ausschaltung eines amerikanischen Unternehmens einen Eisenbahnbaupakt zugunsten einer deutschen Gruppe ab. Aufsätze und Abhandlungen in juristischen Zeitschriften. Rechtsanwalt beim Oberlandesgericht Naumburg a.S. (Naumburg, Schönburger Str. 5).

Frank Schmolck, 50 j., Schriftleiter, ging 1912 als Kaufmann und zugleich Pressemitarbeiter nach Guatemala, war dort Vertreter auswärtiger Häuser und selbständiger Unternehmer, seit 1917 Leiter einer dortigen spanischen Zeitung, 1932–41 Verleger und Schriftleiter der „Deutschen Zeitung für Mittelamerika“, seit 1927 Mitarbeiter und dann Vertreter des Nachrichtenbüros Transocean. Er wurde Mitte 1941 wegen dieser Tätigkeit ausgewiesen und ist jetzt wieder in Deutschland als Schriftleiter tätig (Berlin W 9, Hermann Göringstr. 9).

Hauptschriftleitung: Wolfgang Schwarz, Berlin-Grünwald, Zikadenweg 10 (2595 61).

Heidelberger Schriftleitung: Kurt Vowinkel, Heidelberg, Wolfsbrunnenweg 36 (37 42).

Kurt Vowinkel Verlag, Heidelberg-Berlin. — Druck: Spamer A.-G., Druckerei, Leipzig O 5. — Verantwortlich für die Anzeigen: Inge Kitsch, Heidelberg. — Zur Zeit P.L. 4 gültig.

Die Sprachlehrbücher der METHODE GASPEY-OTTO-SAUER

sind glänzend bewährt
für Privat- und Selbst-
unterricht

Es sind erschienen:

Arabisch, Bulgarisch, Chinesisch,
Dänisch, Deutsch, Dunsia, Englisch,
Ewe, Französisch, Hausa, Italienisch,
Japanisch, Koreanisch, Lateinisch,
Litauisch, Marokkanisch, Neugriechisch,
Niederländisch, Norwegisch,
Polnisch, Portugiesisch, Rumänisch,
Russisch, Schwedisch, Serbisch,
Spanisch, Swahili, Tschechisch,
Ungarisch.

Dazu erschienen Schlüssel und teilweise Les- und Übungs- sowie Gesprächsbücher.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung. Man verlange ausführliche Kataloge, auch über die Ausgaben in fremden Sprachen.

**JULIUS GROOS, VERLAG
HEIDELBERG**

**Heft 1/1924
5/1936**

der ZEITSCHRIFT FÜR GEOPOLITIK
k a u f e i c h z u r ü c k

Um eiliges Angebot bittet der

**KURT VOWINCKEL VERLAG
HEIDELBERG, Wolfsbrunnenweg 36**

Ernst Wagner
SPÜLTISCHE



VIELSEITIGE
BAUFORMEN

D. R. P.

z. Zt. an Private
nicht lieferbar.

ERNST WAGNER APPARATEBAU-REUTLINGEN

In Kürze erscheint in 2. Auflage:

Der Britenspiegel

Britische Willkür in 15 Jahrhunderten

Von **E. W. Krüger**

Umfang: 212 Seiten / Preis: RM 7.50 kart.

Das Werk gibt eine kurzgefaßte, vollständige Übersicht der englischen Geschichte vom Jahre 410 bis zum Beginn des Weltkrieges. Es zeigt die Entwicklung des Empires und seiner verschiedenen Herrschergeschlechter sowie die weltumfassende Raumpolitik, die das Lebensrecht anderer Völker mißachtet und rücksichtslos auf die Verwirklichung der eigenen machtgierigen Pläne zielt. Der Verfasser hat es verstanden, die Tatsachen britischer Gewaltherrschaft in einem handlichen Band lückenlos aneinanderzureihen und damit jedem interessierten Volksgenossen das Verständnis englischer Politik zu erleichtern und dem Politiker ein zuverlässiges Nachschlagewerk in die Hand zu geben.

In 3., erweiterter Auflage liegt vor:

Das grundlegende Werk der „Raumrevolution“

von Univ.-Prof. Dr. Carl Schmitt
Preuß. Staatsrat

Völkerrechtliche Großraumordnung

mit Interventionsverbot
für raumfremde Mächte

Umfang: 64 Seiten / Lw. RM 5.70

„Die vorliegende Arbeit ist eine der wertvollsten auf dem Gebiet des Völkerrechts der letzten Jahre, denn sie enthält nicht nur zahlreiche neuartige Gedanken, sondern fordert durch ihre eigenwillige Gestaltung eine Stellungnahme der Wissenschaft und der Politik heraus, sehr zugunsten der wissenschaftlichen Gesamtauseinandersetzungen um ein neues Völkerrecht.“
Gegenbach in „Deutschlands Erneuerung“ 1940

Dieses neue Werk des bekannten deutschen Staatsrechtslehrers Professor Dr. Carl Schmitt hat im In- und Auslande größtes Aufsehen erregt und ist noch immer Gegenstand längerer Abhandlungen in europäischen und außereuropäischen Zeitungen. Wenn es in kurzer Zeit schon in dritter Auflage vorgelegt werden kann, so beweist dies, daß das Buch nicht so sehr den Wissenschaftler anspricht, wie jeden, der sich bewußt ist, daß wir eine Zeitenwende miterleben und inmitten der größten aller Revolutionen, der Raumrevolution, stehen.



Zu beziehen durch den Buchhandel
oder direkt vom Verlag

Deutscher Rechtsverlag G.m.b.H.
Berlin W 35, Leipzig C 1, Wien I

Perianer

wissen den hohen Wert der
Peri-Gütererzeugnisse zu
schätzen, deshalb gehen
Sie sparsam mit ihnen um.

PERI

Dr. Korthaus

DR. KORTHAUS * FRANKFURT A. M.

die neue linie

bringt im April-Heft:

100 Jahre Wiener Philharmonie
60 Jahre Berliner Philharmonie

Ferner:

Krieg (Afrika) — Kunst (Italien) — Landschaft (Kroatien)
Wohnung (Gardasee)

PREIS RM 1.— • VERLAG OTTO BEYER • LEIPZIG — BERLIN

